



Paulus und die Politik

update

Wie man einen Text auslegt – und gewiss noch mehr: wie man über ihn predigt oder ihn im Unterricht verwendet – hängt einerseits vom eigenen Kontext ab, andererseits von dem historischen Kontext, innerhalb dessen man den Text verortet. Eine biblische Perikope, an der man das sehr gut zeigen kann, sind die berühmten (oder eher: berüchtigten) Verse des Paulus über den »Staat« Röm 13,1–7.

Gegenwärtige Kontexte

Berühmt, berüchtigt – sind sie das? In unserem deutschen bzw. europäischen Gegenwartskontext wird man das so nicht mehr sagen können, jedenfalls nicht für Menschen, die nicht zu den sehr wenigen gehören, die intensiv mit Kirche und Bibelauslegung zu tun haben. In politischen Diskussionen, in kirchlichen Papieren und als Predigttext¹ kommt der Abschnitt praktisch nicht vor.

Das war nicht immer so: Bis zum Zweiten Weltkrieg gehörte der Text zum festen Repertoire christlicher (katholischer wie auch vor allem lutherischer) theologischer Ethik. Nach dem Zweiten Weltkrieg (allerdings mit einiger Verzögerung) begann eine intensive und teilweise polemische Debatte über ihn, es seien nur die Namen Cullmann, Käse-

mann und Duchrow genannt. Eine ganz eigene Auslegungs- und Wirkungsgeschichte hatte er in der DDR.

Das ist nicht überall so: Während sich in Deutschland und Europa die Debatte legte und eine Art Auslegungs- und Umgangskonsens erreicht schien, ging in anderen Ländern die Diskussion erst richtig los. In Südafrika war Röm 13,1–7 das letzte biblische Bollwerk des Apartheidsregimes, das mutige Theologinnen und Theologen mit der Kraft von Argumenten einzunehmen versuchten (genannt seien: Boesak, Munro, Botha). In anderen Regionen Afrikas, in Südostasien und in Südamerika arbeiteten Befreiungstheologie und postkoloniale Theologie an der Perikope.

In teilweisem Austausch damit begann in den USA mit der SBL consultation »Paul and Politics« eine neue Etappe der Auslegungsgeschichte. Diese »anti-imperiale Paulusauslegung« geht weit über Röm 13,1–7 oder die wenigen anderen Verse, in denen Paulus (halbwegs) explizit über Politik redet, hinaus. Sie nimmt engagiert an der Debatte über die Rolle der USA in der Weltpolitik teil und versteht die »Theologie« des Paulus insgesamt als Herausforderung der Herrschaftsideologie des Römischen Reiches und von daher in gewisser Weise der Weltmachtspolitik von George W. Bush.

Historische Kontexte

Damit sind wir beim zweiten Punkt angelangt: In welchem historischen Kontext wird ein biblischer Text veror-

Inhalt

■ Artikel

Stephan Seidelmann,
Zählt nur mehr der
Eigennutz? 104

Hans Schlumberger,
Gebet oder Werbeblock 109

Thomas Guba,
Bei uns winselt
jeder zwei Mal 111

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 117

Alois Schwarz,
Das Peres Center for Peace
in Israel 112

■ update

Dr. Stefan Krauter,
Paulus und die Politik 101

■ Aussprache

Dr. Ludwig Blendinger,
Jenseits von Zeit und Raum 115

Otto Guggemos,
So geht es schneller 115

Rainer Heller,
Das Lied von der
guten alten Zeit 115

Jürgen Koch,
Wie heißen wir willkommen? 116

Martin Schlenk,
Wo der Schuh drückt 116

■ Bericht

Frieder Jehnes,
Pfungsttagung Pfarrbruderschaft 118

■ Bücher

Gunther Barth,
Zillich-Limmer,
Systemische Therapie 114

■ Ankündigungen

119

¹ Er ist als Text der Reihe IV für den 23.

Sonntag nach Trinitatis vorgesehen, den es in den meisten Jahren nicht gibt. Auf wie vielen Kanzeln er in diesem seltenen Falle tatsächlich erklingt, wäre eine interessante Frage.

tet? Was man herkömmlicherweise als »Motivgeschichte« oder »Traditionsge-
schichte« kennt und als klassisch exegetischer Methodenschritt manchmal die etwas unreflektierte Suche nach »Parallelen« ist – das ist in Wirklichkeit eine ganz entscheidende Frage, wenn man antike Texte verstehen will. In welchem Diskurs bewegt sich der Autor? Gegen wen wendet er sich? Wem stimmt er zu? Welches Vorwissen setzt er bei den Adressaten voraus? Wie viel die Antwort auf diese Fragen ausmacht, können ein paar ganz kurze Schlaglichter aus der Exegese von Röm 13,1–7 zeigen.

V. Zsifkovits verfasste 1964 die letzte Monographie zu Röm 13,1–7 in der katholisch-neuschalostischen Tradition. Er geht an den Text mit dem Gepäck der aristotelischen Ethik und der thomistischen Lehre über den Staat heran. Dann redet Paulus über das Gottesgnadentum legitimer Monarchen, über das Naturrecht als Grundlage jedes positiven Rechts, über das Verhältnis der natürlichen Gemeinschaft Staat zur übernatürlichen Gemeinschaft Kirche. Das ist alles sehr durchdacht und über weite Strecken sogar sympathisch, wenn man es mit der neulutherischen Theologie vergleicht, die geradezu orgiastisch die unbegrenzte staatliche Macht zelebrierte, die in der Vollstreckung der Todesstrafe als eines göttlichen Zorngerichts gipfelt. Aber: Es ist vollkommen anachronistisch. Es liest in Paulus Vorstellungen hinein, die im frühen Prinzipat niemand haben konnte. Ganz anders Exegeten wie E. Käsemann oder U. Duchrow: Sie lesen Röm 13,1–7 auf dem Hintergrund antik-jüdischer Texte aus der Weisheitsliteratur. Denn auch dort findet sich die Aussage, dass Herrschaft von Gott gegeben sei, und wird kombiniert einerseits mit Ermahnungen an die Herrscher, ihre Macht in Weisheit und nach Gottes Geboten auszuüben, und mit Ratschlägen an die Beherrschten, wie sie möglichst gut – salopp gesagt: ohne größeren Ärger – unter ihren Herrschern leben. Insbesondere Käsemann hat so mit großer (und für die theologische Ethik der Politik sehr wohl-tuender!) Wirkung Röm 13,1–7 historisiert, von der »Staatslehre« des Apostels Paulus zu einem Ratschlag politischer Klugheit mit begrenzter Reichweite für die ersten Christinnen und Christen in Rom gemacht. Dabei griff er auch stark auf die Untersuchungen des Erlangers A. Strobel zurück, der als einer der ersten versucht hatte, die im Text verwendeten Begriffe nicht von der traditionellen

Staatslehre, sondern von ihrer antiken Verwendung her zu verstehen.

Wiederum ganz anders die Vertreter der »antiimperialen Paulusauslegung«: Der Hintergrund, vor dem sie die Paulusbriefe lesen, ist die römische Herrschaft im frühen Prinzipat. Texte wie Vergils Aeneis, die »Hofdichtung« zur Zeit des Kaisers Nero, die Romrede des Aelius Aristides und vor allem Triumph- und Weiheinschriften – vermutlich vielen wenig bis gar nicht bekannt – rücken nun ins Zentrum des Interesses. Was Paulus verkündet, die Weltherrschaft eines gekreuzigten Juden, und was er tut, die Gründung von Gemeinden über soziale und ethnische Grenzen hinweg, erscheint als Gegenevangelium zur imperialen Propaganda der römischen Principes.

Dieser Ansatz ist innovativ. Er kann für den Umgang mit Paulus in Predigt und Unterricht durchaus fruchtbar und faszinierend sein.² Und er macht aus Röm 13,1–7, das von der deutschsprachigen Exegese in der Ecke der Irrelevanz abgestellt wurde, in der Tat wieder einen spannenden, anstößigen Text. Darum möchte ich im Folgenden kurz einige Beiträge aus dieser Richtung vorstellen – und am Ende dann doch eine etwas andere Herangehensweise empfehlen.

Schlaglichter aus der neueren Exegese von Röm 13,1–7

1. Röm 13,1–7 als ironischer Text:

Den wohl wagemutigsten Versuch, mit der wieder neu spannend und unangenehm gewordenen Perikope umzugehen, haben unabhängig voneinander T.L. Carter und R. Hurley gemacht. Sie lesen den Text als ironische Aussage. Als ins Grotteske übertriebene Zustimmung zur römischen Herrschaft sei er eine verborgene Kritik an ihr. Wer den Kult für den römischen Princeps Nero und seiner Vorgänger erlebt habe, habe in Röm 13,1 einen versteckten Widerspruch dazu gelesen. Wer die Propaganda von Nero als Friedensherrscher, in dessen Reich die Militärschwerter anfangen zu rosten, kenne, müsse in Röm 13,4 die versteckte blutige Wahrheit erkannt haben. Wer die Praxis der Steuereinzahler erlitten habe, müsse über Röm 13,6f sarkastisch gelacht haben.

Das Grundproblem an dieser Deutung ist, dass sie Ironie ausschließlich in der

² Er wird meiner (begrenzten) Beobachtung nach auch langsam in entsprechenden Publikationen (Predigtmeditationen, Unterrichtshilfen) rezipiert.

Wahrnehmung des Lesers verortet, der eine unüberbrückbare Diskrepanz zwischen Aussage und Realität bemerkt. Die »reale« soziale und politische Situation gibt es jedoch nicht, sondern immer nur die erlebte und subjektiv bewertete soziale und politische Situation. Wir müssten also sicher wissen, wie Paulus und seine Adressaten das römische Reich erlebten und beurteilten, wenn wir tatsächlich Ironie in diesem Text feststellen wollten. Dass (manche!) moderne Historiker den frühen Prinzipat sehr negativ beurteilen (sicher mit guten Gründen), darf man nicht einfach den Menschen damals auch unterstellen. Es gibt von ihnen durchaus ernst gemeinte positive Urteile über ihre Situation, zumindest verglichen mit der unerträglichen Lage zuvor im römischen Bürgerkrieg.

2. Röm 13,1–7 als »Schutzschrift« für die stadtrömischen Juden:

Einen ganz anderen Weg beschreitet N. Elliott. Er sucht nach einem neuen Bild der Vorgänge in Rom, als Paulus den Römerbrief schrieb, um von diesem konkreten situativen Hintergrund her den Textabschnitt Röm 13,1–7 zu erklären. Herkömmlich geht man davon aus, dass unter Kaiser Claudius die »Judenchristen« aus Rom vertrieben worden seien. Unter Nero seien sie zurückgekehrt. Die innergemeindlichen Konflikte zwischen den Rückkehrern und der »heidenchristlichen« Mehrheit stünden im Hintergrund von Paulus' Brief (insbesondere von Röm 14).³ Diese historische Rekonstruktion ist weit verbreitet (in fast allen Römerbriefkommentaren). Elliott weist mit Recht darauf hin, dass sie auf eher wackligen Beinen steht, und schlägt eine Alternative vor: Claudius habe die Juden (und nicht auch Judenchristen) aus Rom vertrieben. Nero habe bei seinem Herrschaftsantritt den Juden als Demonstrationsobjekten seiner Milde die Rückkehr erlaubt. Doch sie kamen als Gedemütigte, die ständig neuen Anfeindungen und dem Risiko einer erneuten Ausweisung ausgesetzt waren. Paulus ermahne in Röm 13,1–7 die nichtjüdischen Christen zu strikter politischer Ruhe, um die bedrohten Juden vor Übergriffen zu schützen. Diese These hat ihren Reiz. Doch ihr Problem ist, dass sie, was Belege in Quellentext-3 »Judenchristen« und »Heidenchristen« (und »Heiden« sowieso und ganz genau genommen auch »Juden«) sind hochproblematische Begriffe. Am besten würde man sie wohl gar nicht verwenden, es würde hier aber zu weit führen, das genauer zu erklären.

ten angeht, nicht auf wackligen Beinen steht, sondern auf gar keinen. Es ist nicht einmal klar, ob das Vertreibungsedikt des Claudius überhaupt je aufgehoben wurde oder einfach mit der Zeit außer Gebrauch kam.

3. Röm 13,1–7 als »public transcript«:

Eine wichtige Rolle in der postkolonialen Exegese spielt J.C. Scotts Theorie von »public« und »hidden transcripts«. In einer Situation asymmetrischer Machtverteilung entwickeln sich laut Scott verschiedene öffentliche und verborgene Diskurse unter bzw. zwischen Herrschenden und Beherrschten. Im public transcript der Herrschenden wird deren Herrschaft als eine auf Konsens basierende Herrschaft zum Wohle aller dargestellt, während sich in ihrem hidden transcript Hinweise auf Motive und Methoden wie Eigennutz und Gewaltanwendung finden lassen. Im public transcript der Beherrschten wird die Herrschaft vorbehaltlos anerkannt, im hidden transcript findet man hingegen codierte Hinweise auf Kritik und Widerstand.

Auf dem Hintergrund dieser Theorie kann man Röm 13,1–7 als »public transcript« von Beherrschten verstehen (so etwa R. Horsley oder S. Schreiber). Paulus formuliert hier »öffentlich«, was von ihm erwartet wird. Anderer Stellen in seinen Briefen (wichtig sind v.a. 1Thess 5,3; Phil 2,6–11; 3,20; 1Kor 2,6.8; 15,23–28) formuliert er »verborgen« seine Kritik. Scotts Theorie ist für die Exegese produktiv. Hinter die Grundeinsicht, dass Text – auch biblische Texte – nicht in einem Machtvakuum, sondern unter konkreten sozialen und politischen Rahmenbedingungen entstehen (d.h. teilweise unter erheblichem politischem Druck) gibt es meines Erachtens kein Zurück. Dennoch scheint es mit nicht hilfreich, Röm 13,1–7 einfach in die Schublade »nicht wirklich so gemeint« einzusortieren und »decodierte« andere Aussagen als »eigentliche« Meinung des Paulus auszugeben. Damit kommt man schnell an den Punkt, wo man nur noch behauptet, zu wissen, was Paulus doch gemeint haben müsse.

Paulus und der politische Diskurs zur Zeit Neros

Produktiver erscheint mir folgendes, kurz skizziertes Vorgehen:⁴ Zunächst

⁴ Nicht nur für Röm 13,1–7, sondern generell; und nicht nur für Fachexegese, sondern in angemessenem Umfang auch für die

muss man den politischen Diskurs zur Zeit des Paulus möglichst differenziert erheben. Welche Traditionen und Denkmuster waren in verschiedenen Kulturen vorgegeben? (Die anti-imperiale Paulusauslegung nimmt m.E. den jüdischen Hintergrund des Paulus viel zu wenig wahr; wenn überhaupt darauf eingegangen wird, dann erscheint er ziemlich grob als »Apokalyptiker« eingeordnet.) Wer hat in der damaligen Zeit was zu wem gesagt? Dafür ist die oben beschriebene Theorie Scotts durchaus hilfreich: Wenn ein Mensch aus der politischen Elite mit Seinesgleichen redete, klang das sehr anders, als wenn er zu der großen Mehrheit der armen oder bescheiden wohlhabenden Menschen redete. Das Neue Testament ist dahingehend ein beinahe einzigartiges Zeugnis der Antike, dass in ihm die »Untertanen« selbst zu Wort kommen. Die griechische und römische Literatur und auch die Inschriften geben immer nur den Blickwinkel der Eliten wieder. Die Bibel zeigt uns einen Blick von außen und von unten.

Dann ist zu fragen: Was nimmt Paulus auf? Was lehnt er ab? Wo setzt er seine Akzente? Röm 13,1–7 ist nicht einfach ein Standardtext. Paulus betont einerseits mehr als viele andere Autoren die Notwendigkeit zur Unterordnung unter Herrscher und er begründet sie dezidiert theologisch. Weil Gott es will, sollen wir gehorchen. Andererseits stellt er auch den sittlichen Zweck von Herrschaft deutlich heraus: Herrscher fördern das Gute und strafen das Böse. Schließlich setzt Paulus einen starken Akzent, wenn er meint, dass Gläubige nicht (nur) aus Angst vor Strafe oder aus Unterwürfigkeit gehorchen, sondern »wegen des Gewissens«, d.h. aus Überzeugung.

Die nächste Frage ist: Warum nimmt Paulus im Diskurs diesen Platz ein? Ein Aufsatz von J.W. Marshall scheint mir hier weiterführend. Er lehnt sich an das Konzept der Hybridität des großen postkolonialen Theoretikers Homi K. Bhabha an. Ein Autor wie Paulus, der in einer durchaus angespannten Minderheitensituation agiert, entwirft kein »reines« Gedankensystem. Eindeutige Kategorien wie »Anpassung« oder »Widerstand« gehen an ihm vorbei. Er nimmt Ideen der »Propaganda« der Mächtigen in sein Denken auf – und zwar durchaus mit williger Zustimmung! – und formuliert sie doch aus seiner Perspektive um. Gleichzeitig äußert er Kritik und sucht

Verwendung von Bibeltexten in Predigt und Unterricht.

nach Alternativen, die sich zumindest im Innern der Gemeinde verwirklichen lassen. Dies nicht säuberlich getrennt, sondern in einem oft unauflösbaren Ineinander.⁵

Die letzte Frage ist: Was sagt uns das? Was Röm 13,1–7 angeht, würde ich zwei Ebenen unterscheiden. Einerseits: Lässt sich das, was Paulus sagt, auf uns übertragen. Meine Ansicht dazu ist: Nein. Unsere politische Situation ist derart anders als die des Paulus, dass wir schon für die Begriffe von Röm 13,1–7 keine Referenten finden. Wer ist in einer Demokratie ein von Gott eingesetzter Herrscher? Wie setzt ein Rechtsstaat »das Gute« durch? Was hat der Tribut unterworfenen Völker mit unseren Einkommensteuern zu tun? Ich halte es nicht für eine hermeneutische Kapitulation, sondern für schlicht ehrlich, zuzugeben, dass manche Bibeltexte uns nichts sagen.

Andererseits: Lässt sich die Art, wie es Paulus sagt, auf uns übertragen? Ich denke: nicht direkt (denn unsere Situation ist anders – wir sind keine bedrückte Minderheit), auf etwas indirekter Ebene aber schon. Wo denken wir »hybride«? Welche gängigen Ideologien nehmen wir auf – oft so willig zustimmend, dass wir es unbewusst tun? Wo gehen wir Kompromisse ein, um möglichst gut durchzukommen? Wie viel Kritik trauen wir uns? Wo argumentieren wir mit hehren Prinzipien – und zielen doch eigentlich auf einen konkreten Vorteil für unsere Institution?

Diese Fragen halte ich für zeitlos relevant. Stellt man sie an Röm 13,1–7 und zugleich an uns, dann bleibt der Text zu Recht berühmt – und berichtigt.

Literatur:

Die Literatur zu Röm 13,1–7 ist uferlos. Ich möchte darum nur ein paar ganz wenige Titel nennen, die ich lesenswert finde:

Neil Elliott, *The Arrogance of Nations. Reading Romans in the Shadow of Empire* (Paul in Critical Contexts), Minneapolis 2010. (Wie man aus dem oben Geschriebenen sehen kann, bin ich mit Elliott in vielen Punkten nicht einverstanden. Dennoch ist das ein sehr anregendes Buch, gerade auch

⁵ Ein Beispiel: Der Philipperhymnus Phil 2,6–11 nimmt Aspekte der antiken Herrscherideologie positiv auf (äußerster Einsatz für das Volk). Er kritisiert den Herrscherkult (den »Raub« der gottgleichen Ehre). Er entwirft eine Alternative zur Ideologie der Ehre (Erniedrigung bis zum Kreuz). Dennoch bestätigt er sie letztendlich (das Ziel ist die globale Unterwerfung).

für den gemeindepraktischen Umgang mit Paulustexten.)

Eckart Reinmuth (Hg.), Neues Testament und Politische Theorie. Interdisziplinäre Beiträge zur Zukunft des Politischen (ReligionsKulturen 9), Stuttgart 2011. (Ein sehr interessanter Sammelband, nicht nur zu Paulus, sondern zum ganzen Neuen Testament.)

J.W. Marshall, Hybridity and Reading Romans 13, JSNT 31 (2008), 157–178. (Der m.E. beste Versuch, postkoloniale Theorie zur Auslegung von Röm 13,1–7 heranzuziehen.)

Weitere, insbesondere ältere Literatur und auch die detaillierte Darlegung meiner eigenen Position findet man in: S. Krauter, Studien zu Röm 13,1–7. Paulus und der politische Diskurs der ersonenischen Zeit (WUNT 243), Tübingen 2009.

Dr. Stefan Krauter, Ulm

Stefan Krauter wurde in Tübingen promoviert und in München habilitiert mit einer Arbeit über Röm 13. Er ist derzeit Privatdozent und Pfarrer am Ulmer Münster.

Zählt nur mehr der Eigennutz?

Sonderauswertung des Freiwilligen-Survey

Sehr verehrte Damen und Herrn, liebe Kolleginnen und Kollegen, gerne habe ich die Aufgabe übernommen Ihnen die Entwicklung des Ehrenamts in der evangelischen Kirche zu präsentieren, insbesondere die Motive der Engagierten. Denn natürlich ist das Ehrenamt nicht nur in Bayern ein wichtiges Thema. Nahezu jede Landeskirche hat inzwischen einen Ehrenamtspreis ausgelobt, ein Fortbildungszentrum für Ehrenamtliche eingerichtet und eigene Richtlinien erlassen. Kurzum: Das Thema hat Zukunft!

Bevor ich Ihnen die empirischen Ergebnisse präsentiere, ist es meiner Meinung nach wichtig sich kurz vor Augen zu führen, warum dieses Thema in den vergangenen Jahren so an Bedeutung gewonnen hat und damit auch den Grund für seine Erforschung im Blick zu behalten: Durch die Reformbemühungen in unserer Kirche ist das Ehrenamt zu einem zentralen Forschungsfeld geworden. Denn Engagierte bringen sich unentgeltlich ein. In einer Kirche, die ärmer an Mitgliedern wird, ist dieser Aspekt wichtig. Doch ist die zurückgehende Zahl an Mitgliedern nicht nur ein finanzielles Problem. Für eine Kirche, die immer in der Mitte der Gesellschaft verankert war, stellt sich auch die Frage, wie sie nicht zu einer kleinen, exklusiven Gruppe am Rande der Gesellschaft wird, sondern offen bleibt für ganz unterschiedliche Menschen. Auch dieses grundlegende Problem könnte durch die Förderung des Ehrenamts gelöst werden.

Voraussetzung ist natürlich, dass die evangelische Kirche ein attraktives Engagementfeld ist. Nur so lange sich Menschen aus allen gesellschaftlichen Schichten, in allen Lebensaltern und Lebenslagen einbringen, bleibt die Kirche tatsächlich in der viel beschworenen Mitte der Gesellschaft. Die Frage ist daher, was die Kirche selbst tun kann um die Pluralität des Engagements in ihr zu fördern. Durch diese Perspektive wurde in den vergangenen Jahren immer mehr die Motivation der Engagierten fokussiert.

Gelingt es den Engagementbereich »evangelische Kirche« so zu gestalten, dass er auch der Motivation der Ehrenamtlichen gerecht wird, werden sich Menschen automatisch einbringen. Doch die Motive Ehrenamtlicher – so die Theorie – haben sich grundlegend verändert. War der Einsatz früher mit keinerlei Nützlichkeitsabwägungen verbunden, so geht diese Einstellung zurück. Ehrenamtliche verwirklichen immer mehr auch eigene Anliegen. Sie suchen nach Anerkennung, wollen durch ihr Ehrenamt neue Fähigkeiten erwerben und damit auch ihre Karriere fördern. Das Motto dieser neuen Generation von Engagierten lautet salopp formuliert: »Ich denke an mich – und damit geht es uns allen besser!«¹ Trifft die Theorie zu, so wird die Arbeit

¹ Für eine Übersicht der Merkmale des Neuen Ehrenamts: Vgl. Peter Schüll, Motive Ehrenamtlicher – eine soziologische Studie zum freiwilligen Engagement in ausgewählten Engagementbereichen, Berlin 2004, S. 73 ff.

mit Ehrenamtlichen für Pfarrerinnen und Pfarrern schwieriger. Zum einen stellt sich die Frage, ob der Engagementbereich Kirche überhaupt für diesen neuen Typus von Ehrenamtlichen attraktiv ist. Zum anderen drängt sich natürlich die Frage auf, was Hauptamtliche diesen Ehrenamtlichen bieten können und müssen. Liegt der Schlüssel für das Ehrenamt in einem Mehr an Beteiligung, Bezahlung und Begleitung? Zählt also nur mehr der Eigennutz?

Die Engagementforschung steckt allerdings in den Kinderschuhen. Die soeben kurz umrissene Metatheorie des *Neuen Ehrenamts* ist daher nicht umfassend empirisch gesichert. Insofern will ich Ihnen zunächst die Entwicklung der Motive Ehrenamtliche im Allgemeinen vorstellen und dann den Trend in der evangelischen Kirche nachzeichnen. Ich wähle hierfür die in Deutschland bekannteste Studie zu diesem Thema – den Freiwilligen-Survey (FWS), den ich im Auftrag des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD im vergangenen Jahr in Kooperation mit TNS Infratest Sozialforschung einer Sonderauswertung unterzogen habe.²

Die Bedeutung des FWS zeigt sich vor allem anhand dreier Punkte: Erstens ist die Bundesregierung in Gestalt des Familienministeriums der Auftraggeber. Damit ist die Studie die zentrale Referenzgröße für politische Entscheidungen. Zum zweiten ist der FWS bereits drei Mal erhoben worden: 1999, 2004 und 2009. Damit bietet die Studie einen Überblick über die Entwicklung des Engagements von zehn Jahren. Zum dritten ist der Feldzugang des FWS so umfassend, dass nicht nur die allgemeine Entwicklung, sondern auch die verschiedener Engagementbereiche dargestellt werden kann. Möglich wird diese differenzierte Betrachtung durch die hohe Zahl an Befragungen: Der FWS interviewt mehrere tausend Menschen³ ab dem 14. Lebensjahr, die zufällig ausgewählt werden. Dabei engagieren sich natürlich nicht alle Befragten, sondern nur rund ein Drittel; 2009 waren es etwa 7000. Davon brachten sich 532 Befragte in der evangelischen Kirche ehrenamtlich ein.

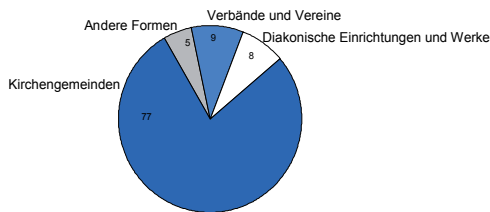
Wobei sich noch näher bestimmen

² Vgl. Stephan Seidelmann, Evangelische engagiert – Tendenz steigend Sonderauswertung des dritten Freiwilligen-Surveys für die evangelische Kirche, SI aktuell, Hannover² 2012.

³ 1999 und 2004 wurden 15.000 Menschen befragt, 2009 sogar 20.000 Frauen und Männer interviewt.

lässt, wo sich die 532 Engagierten in der evangelischen Kirche einbringen: 77% der Ehrenamtlichen engagieren in der Kirchengemeinde, wobei die Bedeutung der Kirchengemeinde noch weit größer ist. Denn auch das Engagement in Vereinen und Verbänden ist oft unmittelbar in deren Nähe angesiedelt. Die Kirchengemeinde ist damit der zentrale Ort des ehrenamtlichen Engagements in unserer Kirche.

Organisationsformen ehrenamtlichen Engagements in der evangelischen Kirche (2009) (Angaben in %)



Quelle: Freiwilligensurvey 2009 / Eigene Berechnungen / N=532

Zu klären ist noch eine letzte, grundlegende Frage: Wie nimmt der FWS die Einordnung der Befragten in die Kategorie »engagiert« vor? Wie Sie aus Ihrer Arbeit wissen gibt es Menschen, die regelmäßig an Veranstaltungen teilnehmen und dabei überzeugt sind bereits hierdurch einen wesentlichen Beitrag für die Kirchengemeinde zu leisten. Während diese Herrschaften leicht zur Überschätzung ihrer Aktivität neigen, gibt es aber auch die »stillen Hände«: Frauen und Männer, die verantwortungsbewusst und bescheiden ihrer Aufgabe nachgehen, sich aber nie in irgendeiner Weise zu Wort melden. Damit wird das zentrale Problem der Engagementforschung deutlich – die Definition des Phänomens. Bis dato legt jede Studie zu diesem Thema ihre eigene Definition vor – mit entsprechend unterschiedlichen Ergebnissen. Inzwischen ist nicht einmal mehr klar, wie das Phänomen zu bezeichnen ist – ob als Freiwilligenarbeit, Bürgerschaftliches Engagement oder Ehrenamt; die klassische Bezeichnung aus dem 19. Jahrhundert, die vor allem in der Kirche etabliert ist.⁴

Die Stärke des FWS ist, dass die Befragung nicht mit einem bestimmten Begriff beginnt. Vielmehr erfasst die Studie zunächst alle Befragten, die sich irgendwo in irgendeiner Form beteiligen – un-

⁴ Vgl. Stephan Seidelmann, Evangelische engagiert – Tendenz steigend – Sonderauswertung des dritten Freiwilligensurveys für die evangelische Kirche, SI aktuell, Hannover² 2012, S.10.

abhängig davon, ob die Befragten nur teilnehmen oder sich auch ehrenamtlich engagieren. Erst in einem zweiten Schritt folgt dann die Fokussierung auf das Engagement: »Uns interessiert nun, ob Sie in den Bereichen, in denen Sie aktiv sind, auch ehrenamtliche Tätigkeiten ausüben (...) Es geht um freiwillig übernommene Aufgaben und Arbeiten, die man unbezahlt oder gegen geringe Aufwandsentschädigung ausübt.«⁵

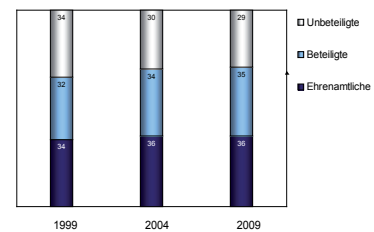
Damit wird der FWS seinem Ziel gerecht das Engagement in seiner ganzen Bandbreite zu erfassen ohne verwandte Phänomene mitzuzählen: Denn die bloße Aktivität wird deutlich vom Engagement unterschieden. Trotz dieser klaren Definition wird aber das Engagement nicht auf bestimmte Formen festgelegt. Vielmehr gelten alle Aufgaben als Ehrenamt, die freiwillig, öffentlich und unentgeltlich übernommen werden.

Aufgrund dieses Forschungsfokus lassen sich alle Befragten in den drei Erhebungsjahren in drei Gruppen unterteilen: Ehrenamtliche, Beteiligte und Nicht-Beteiligte. Wobei sich die einzelnen Gruppen in den vergangenen Jahren kaum verändert haben. Knapp ein Drittel beteiligt sich in keiner Weise an der Zivilgesellschaft. Ihr Leben ist damit ausschließlich bestimmt von privaten und beruflichen Interessen. Gut ein Drittel der Bevölkerung nimmt an unterschiedlichen Veranstaltungen teil, etwas mehr als ein Drittel bringt sich darüber hinaus jedoch auch ehrenamtlich ein. Dabei zeichnet sich die Gruppe der Engagierten durch zwei Merkmale besonders aus: einen großen Freundeskreis und eine starke Kirchenbindung.⁶

⁵ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Hauptbericht des Freiwilligensurveys 2009 – Zivilgesellschaft, soziales Kapital und freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004-2009-, München 2010, S. 92.

⁶ Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004 - Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement, München 2005, S. 88 ff.

Anteil der Unbeteiligten, Beteiligten und Ehrenamtlichen Bevölkerung ab 14 Jahren (Angaben in %)

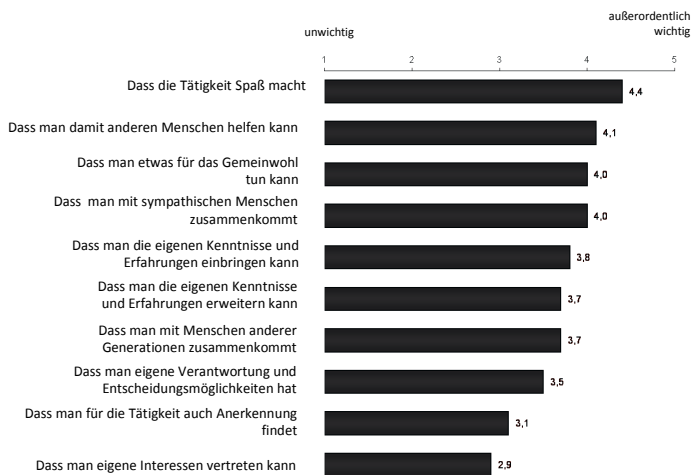


Quelle: Freiwilligensurvey/Eigene Berechnungen/N1999=N2004=15.000; N2009=20.000

Bemerkenswert an diesem Ergebnis ist, dass es nicht primär sozio-strukturelle Merkmale sind, die Engagierte teilen wie Einkommen, Wohnort und Bildungsabschluss. Nicht die materielle Grundlage ist damit entscheidend für ein Engagement, sondern die soziale und kirchlich-religiöse Bindung. Dieses Ergebnis macht die Theorie des Neuen Ehrenamts einmal mehr überprüfenswert – unmittelbar anhand der Erwartungen aller Engagierten. Denn offenbar ist es die Grundhaltung eines Menschen, die darüber entscheidet, ob ein Mensch sich engagiert. Dies spiegelt sich in den Erwartungen der Engagierten wider, genauer in der Bewertung der vorformulierten Erwartungen. Denn der FWS legt den Befragten verschiedene Aussagen vor und bittet um eine Bewertung auf der Skala von 1 – unwichtig – bis 5 – außerordentlich wichtig. Die Erwartung der Engagierten schlechthin ist Spaß an der Tätigkeit zu haben. Diese Aussage erhält den Höchstwert von 4,4. Dabei ist diese Erwartung natürlich weit interpretierbar. Die folgenden Items charakterisieren die Erwartungen der Engagierten präziser. Primär setzen sich Ehrenamtliche durch ihr Engagement für andere ein wie an den folgenden Aussagen deutlich wird: Sie wollen anderen Menschen helfen und etwas für das Gemeinwohl tun.

Erwartungen an die freiwillige Tätigkeit (2009)

Zeitaufwändigste freiwillige Tätigkeiten (Mittelwerte)

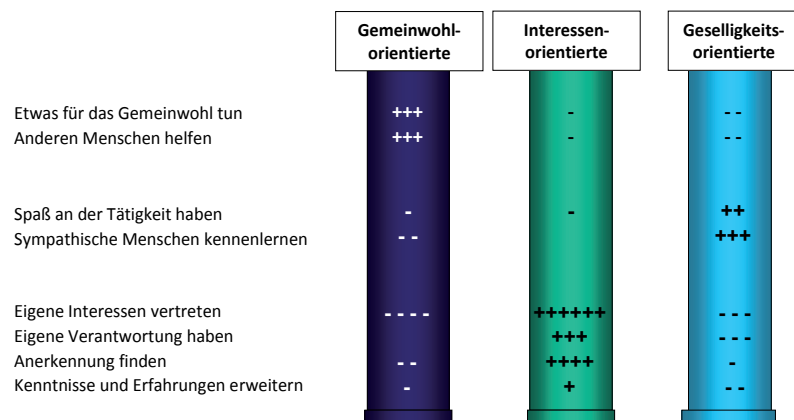


Quelle: Freiwilligensurvey 2009

Erst im Anschluss folgen Erwartungen, welche eigene Anliegen thematisieren. Dabei sind diese immer auch auf das sozial-gesellschaftliche Umfeld bezogen: Die Engagierten wollen eigene Erkenntnisse einbringen und Menschen anderer Generationen treffen. Ihnen geht es nicht darum einen wohl kalkulierten Nutzen aus ihrem Ehrenamt zu ziehen. Vielmehr haben eigene Anliegen Bedeutung für die Engagierten, nur und sofern sie sich gut integrieren lassen in die Hilfe für andere – und das Bedürfnis nach Geselligkeit. Durch eine Clusteranalyse lässt sich diese Interpretation noch näher bestimmen, die Antwortmuster herausarbeitet. Das Ergebnis der Analyse ergibt drei Motivgruppen: die Gemeinwohl-, die Geselligkeits- und die Interessensorientierten. Ausgehend von den Durchschnittswerten der gerade gezeigten Erwartungen, zeichnen sich die Gruppen durch eine größere oder geringere Wertschätzung der verschiedenen Erwartungen aus. Die Richtung dieser Einschätzung zeigen die Plus-, Minus- und Leerzeichen an. Die Anzahl der Zeichen gibt zugleich Aufschluss über die Stärke des Unterschieds.

Motivationsstypen des freiwilligen Engagements (Charakteristik)

Zeitaufwändigste freiwillige Tätigkeiten (Abweichungen der Mittelwerte vom Durchschnitt)



Quelle: Freiwilligensurveys 1999-2009

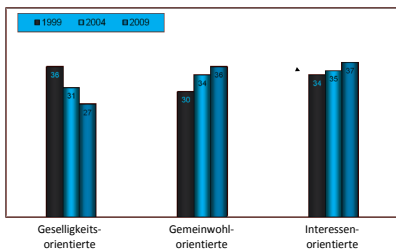
Engagierte, die sich für das Gemeinwohl engagieren haben auch die Erwartung anderen Menschen zu helfen. Sie finden jedoch – gemessen am Gesamtdurchschnitt – die Vertretung eigener Interessen weniger wichtig. Besonders in der Bewertung des Items *Vertretung eigener Interessen* unterscheiden sich der Gemeinwohl- und der Interessensorientierte. Wobei die vielen Pluszeichen bei der Erwartung eigene Interessen zu vertreten nicht falsch interpretiert werden sollten. Der Interessensorientierte sollte nicht als Egomane verstanden werden. Vielmehr haben eigene Interessen einfach nur einen höheren Stellenwert als bei den anderen beiden Gruppen. Was bedeuten dann aber die vielen Pluszeichen? Die Erwartung durch

das Engagement eigene Interessen zu vertreten befindet sich am untersten Ende der Skala. Da diese Gruppe von Engagierten aber Gemeinwohl und eigene Interessen fast gleich ordnet, also ungefähr gleich wichtig einschätzt, ist der Abstand zum allgemein niedrigen Durchschnitt besonders hoch. Aber ich betone: Interessensorientierte bringen sich nicht vor allem ein, um eigene Anliegen zu realisieren. Immer ist es ihnen auch wichtig anderen Menschen zu helfen. Hierin korrigiert der empirische Befund die Theorie des Neuen Ehrenamts. Gemeinwohl- und Interessensorientierte unterscheiden sich vor allem im Hinblick auf die Erwartungen eigene Interessen zu vertreten, Anerkennung zu bekommen und Eigenverantwortung zu übernehmen. Beide zeichnen sich aber dadurch aus, dass sie Spaß und den Kontakt zu sympathischen Menschen

nicht überdurchschnittlich schätzen. Für sie hat das Engagement ein Ziel. Es ist nicht einfach nur ein bloßes Freizeitvergnügen. Eben dies spiegelt sich auch in den unterschiedlichen Engagementbereichen wider: Gemeinwohl- und Interessensorientierte sind überall dort, wo es etwas zu gestalten gibt: Politik, Hilfe für Randgruppen und kommunale Initiativen. Die dritte Gruppe – die Geselligkeitsorientierten – unterstützen durch ihr Engagement lieber Freizeitangebote. Tatsächlich ist ihr Engagement auch überdurchschnittlich der Geselligkeit und dem Spaß gewidmet. Das Gemeinwohl ist ihnen – in der Tendenz – nicht ganz so wichtig. Auch eigene Anliegen verfolgen diese Engagierten nicht be-

sonders stark. Wie haben sich die Anteile der Erwartungshaltungen unter den Engagierten im Zeitraum 1999–2009 insgesamt verändert?

Typologie der Erwartungen an das freiwillige Engagement im Zeitverlauf
Alle Engagierten (Angaben in %)



Quelle: Freiwilligensurveys 1999–2009

1999 waren die Geselligkeits- und die Interessenorientierung unter den Engagierten stärker vertreten als die Gemeinwohlorientierung. Inzwischen steht die Gemeinwohlorientierung aber mit der Interessensorientierung an der Spitze. Die Geselligkeitsorientierung unter den Engagierten ist hingegen deutlich zurückgegangen. Anderen Menschen zu helfen und dabei unter Umständen auch eigene Anliegen einzubringen. Diese Schwerpunkte sind der Mehrheit der Engagierten besonders wichtig. Die dargelegte Entwicklung korrigiert die Theorie des Neuen Ehrenamts ein weiteres Mal. Auf der Basis der vorliegenden Daten ist somit davon auszugehen, dass sich ein maßgeblicher Anteil von Ehrenamtlichen auch in Zukunft die Initiative ergreift, um anderen zu helfen und sich für das Gemeinwohl zu engagieren. In Folge dieser Entwicklung kann die Zahl der Engagierten in der Kirche – um es vorsichtig zu formulieren – nicht zurückgegangen sein. Denn schließlich ist die Hilfe für andere, für den Nächsten, ein Grundanliegen. Und tatsächlich: Die Zahl der Engagierten ist in der evangelischen Kirche im Untersuchungszeitraum deutlich gestiegen – um fast einen ganzen Prozentpunkt von 1,8 auf 2,7 Prozent aller in Deutschland lebenden Menschen. Das erscheint zunächst nicht viel, jedoch beachten Sie bitte die Vergleichsgröße: Wir betrachten den Anteil der Engagierten an der Gesamtbevölkerung Deutschlands. Damit ist die Zahl der Engagierten in der evangelischen Kirche im Zeitraum zwischen 1999 bis 2009 um circa 700.000 Menschen gewachsen.⁷

7 Vgl. Stephan Seidelmann, Evangelische engagiert – Tendenz steigend –

Diese Entwicklung ist umso beachtlicher, da insgesamt das Engagement in der katholischen Kirche stagniert und auch in der Bundesrepublik insgesamt nur leicht gewachsen ist. Kurzum: Das Wachstum des Engagements in der evangelischen Kirche ist eine herausragende Entwicklung. Dabei ist dieser Anstieg in sämtlichen Altersgruppen zu beobachten.

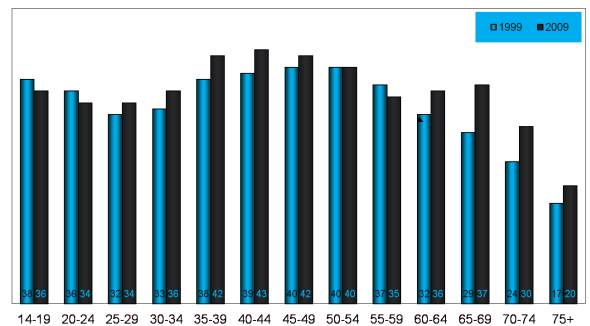
Dennoch unterscheiden sich die Ergebnisse aus dem Jahre 2009 grundlegend von der 1999 vorgenommenen Erhebung. Waren 1999 alle Altersgruppen ungefähr gleichstark vertreten, gilt das 2009 nicht mehr. Die »Über 60-Jährigen« sind in den vergangenen zehn Jahren besonders stark gewachsen und dominieren die Gruppe der Engagierten deutlich. 3,5 Prozent der Altersgruppe 60+ engagiert sich in der evangelischen Kirche. Allerdings handelt es sich hierbei nicht um eine Sonderentwicklung in der evangelischen Kirche. Vielmehr hat sie besonders stark Anteil an einer allgemeinen Entwicklung, die besonders geprägt ist durch die starke Zunahme des Engagements unter den Älteren.⁸

Das zeigt der Vergleich der unterschiedlichen Engagementquoten der einzelnen Lebensalter aller Ehrenamtlichen. Bildet man die Altersanteile der Engagierten detailliert ab, entsteht das Bild einer Welle. Denn die meisten Menschen bringen sich in der Mitte ihres Lebens ein. Dieses Ergebnis hat sich nicht verändert, wohl aber die Entwicklung der älteren Altersgruppen: 1999 fiel die Zahl der Engagierten in den älteren Jahrgängen immer deutlicher ab. Nach dem Ende des Erwerbslebens beendeten 1999 viele ihr Engagement. Ganz in der Logik: Nur wer auch beruflich etwas leistet, bringt sich auch darüber hinaus in die Gesellschaft ein.

Sonderauswertung des dritten Freiwilligensurveys für die evangelische Kirche, SI aktuell, Hannover² 2012, S.13.

8 Vgl. Stephan Seidelmann, Evangelische engagiert – Tendenz steigend – Sonderauswertung des dritten Freiwilligensurveys für die evangelische Kirche, SI aktuell, Hannover² 2012, S.25.

Freiwillig Engagierte nach 13 Altersgruppen
Bevölkerung ab 14 Jahren (Angaben in %)



tnsinfratest

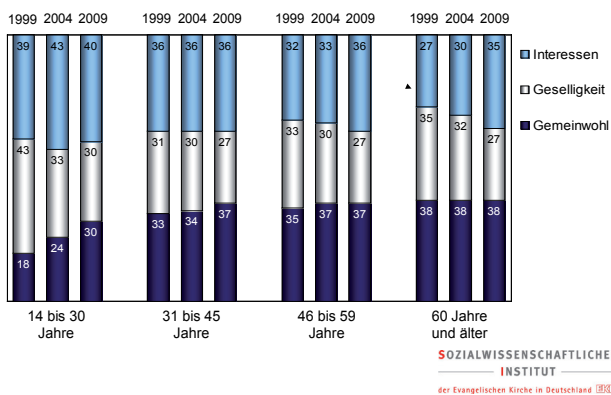
Quelle: Freiwilligensurveys

2009 hingegen lässt sich um den Eintritt in das Rentenalter herum sogar ein neuer Gipfel ausmachen und erst um das 70. Lebensjahr beginnt die »Welle« auszulaufen. Es lässt sich im Untersuchungszeitraum somit eine Entkopplung von Erwerbsleben und Engagement beobachten. Ältere fühlen sich nach dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben noch rüstig, um sich weiter zu engagieren oder sogar ein Engagement neu zu beginnen. Das Bild vom Altern hat sich dementsprechend verändert. Eine Entwicklung, die in vielen Filmen komödiantisch beschrieben wurde wie unter anderem in dem Film »Das Beste kommt zum Schluß«.

Diese Entwicklung hat sich maßgeblich auf ihre Motivation ausgewirkt: Bei den Älteren waren 1999 der leicht erhöhte Anteil an Gemeinwohlorientierten und der geringe Anteil an Interessenorientierten ein typisches Merkmal – im Vergleich mit den anderen Altersgruppen. 2009 hat sich dieses Bild verändert: Der Anteil der Interessenorientierten ist gewachsen, die Zahl der Gemeinwohlorientierten ist aber nicht im allgemeinen Trend gewachsen und damit nicht mehr höher als in anderen Altersgruppen. Ältere Engagierte haben sich somit 2009 in der Bewertung der Erwartungen an die anderen Altersgruppen angeglichen. Die zweite Gruppe, bei der es starke Veränderungen gab, ist die Altersgruppe von 14 bis 30 Jahren. War 1999 der deutlich erhöhte Anteil an Interessenorientierten und die unterdurchschnittliche Zahl an Gemeinwohlorientierten

Barett
Größe 57
abzugeben.
Tel.: 0911 – 42 63 64

Motivationsstypen des freiwilligen Engagements im Zeitverlauf (4 Altersgruppen) Alle Engagierten (Angaben in %)



charakteristisch, hat sich 2009 dieser Unterschied unter den Jugendlichen und jungen Erwachsenen deutlich nivelliert, wenn auch nicht ganz aufgelöst. Der Anteil der Interessenorientierten ist 2009 sogar leicht zurückgegangen, die Zahl der Gemeinwohlorientierten hingegen stark gestiegen – von 18 auf 30 Prozent.

Damit hat sich in den vergangenen zehn Jahren eine Umwertung vollzogen: Ältere übernehmen Einstellungen, die einmal typisch für ihre Enkel waren und Jugendliche fokussieren Erwartungen, die früher zentrale Bedeutung für ihre Großeltern hatten. Bei Jugendlichen hat sich die Lebenswelt auch in eine andere Richtung entwickelt als bei älteren Menschen: Die Schulzeit für Gymnasiasten wurde in vielen Bundesländern verkürzt und das Studium gestrafft. Jugendliche und junge Erwachsene werden damit schneller in das Berufsleben integriert als früher und haben damit weniger Zeit sich einzubringen. In Folge ging auch das Engagement der Altersgruppe im Allgemeinen zurück.

Im Überblick betrachtet haben Jugendliche und Ältere vollkommen unterschiedlichen Prozesse durchlaufen, die aber im Hinblick auf ihre Motive eine ähnliche Auswirkung haben: Jugendliche, wie Ältere haben sich in ihrer Bewertung der Erwartungen den anderen erwachsenen Altersgruppen angenähert. Menschen sind damit heute länger „erwachsen“ – in einem doppelten Sinn: Das Berufsleben beginnt früher und der Alterungsprozess verzögert sich.

Von letzterem Trend hat die evangelische Kirche besonders stark profitiert: Die Zahl der Senioren ist überdurchschnittlich stark gestiegen. Entsprechend deutlich ist auch der Anteil der Interessenorientierten in der evangelischen Kirche gewachsen. In diesem Anstieg spiegelt

sich wider, dass die Kirchen das präferierte Engagementfeld dieser Altersgruppe ist.

Insofern liegt der Schluss nahe, dass ältere Engagierte auch ihre Erwartungen besonders in der Kirche realisieren können. Es lohnt sich also die Interessenorientierung

Älterer noch einmal genauer zu untersuchen, die sich zumindest in einem Punkt von der Interessenorientierung Jugendlicher unterscheiden muss: Jugendliche wollen durch ihr Engagement auch Fähigkeiten erlangen, die ihnen im Berufsleben nutzen. Bei allen Veränderungen kann diese Erwartung für Ältere nicht mehr besonders wichtig sein.

Tatsächlich hat die Interessenorientierung Älterer eine andere Ausrichtung: Sie wollen durch ihr Engagement erworbene Kenntnisse und Fähigkeiten einbringen. Das Engagement ist somit auch eine Möglichkeit zu beweisen, dass man noch nicht zum „alten Eisen“ gehört.

Aber nicht nur die Zahl der Interessen-, sondern auch der Gemeinwohlorientierten ist in der evangelischen Kirche angestiegen. Und auch diese Entwicklung verweist auf Veränderungen in einer bestimmten Altersgruppe: Die Zahl der Engagierten im Alter von 14 bis 30 Jahren bringt sich 2009 stärker in die evangelische Kirche ein – und damit jene Altersgruppe, in der der Anteil der Gemeinwohlorientierten besonders stark gewachsen ist. Dieses Ergebnis der Sonderauswertung wurde in der Engagementforschung viel beachtet, da das Engagement von Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Allgemeinen zurückgegangen ist. In der evangelischen Kirche zeichnet sich damit ein Gegenteil ab.⁹

Diese Entwicklung erscheint mir aber konsequent. Schließlich ist bei allen dargestellten Veränderungen ein Ergebnis unverändert: Nämlich der

⁹ Vgl. Stephan Seidelmann, Evangelische engagiert – Tendenz steigend – Sonderauswertung des dritten Freiwilligensurveys für die evangelische Kirche, SI aktuell, Hannover² 2012, S.25.

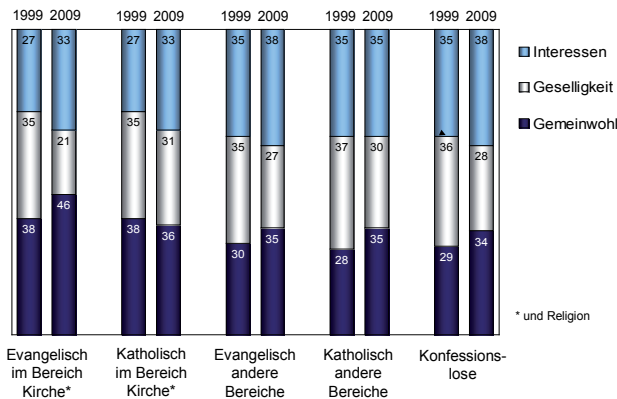
überdurchschnittlich hohe Anteil an Gemeinwohlorientierten. Sowohl 1999, als auch 2009 sticht die hohe Zahl an Gemeinwohlorientierten in der evangelischen Kirche hervor. Ich halte dieses Ergebnis für eines der wichtigsten, denn es verweist darauf, dass jedes Engagementfeld auch eine Eigendynamik besitzt, die sich nicht aus der allgemeinen Entwicklung ableiten lässt.

Das Markenzeichen der evangelischen Kirche als Engagementbereich ist eben gerade, dass sich hier besonders viele Menschen einbringen, die anderen Menschen helfen und sich für das Gemeinwohl engagieren wollen. Insofern zieht dieses Feld natürlich auch besonders Menschen an, die genau diese Erwartung an ihre ehrenamtliche Tätigkeit haben, unabhängig von allgemeinen Entwicklungen. Wodurch zeichnen sich aber Gemeinwohlorientierte aus? Die Motivation der Gemeinwohlorientierten für ihr jeweiliges Engagement ist besonders stark. Für Gemeinwohlorientierte ist das Engagement ein wichtiger persönlicher Teil ihres Lebens. Diese stärkere Bindung an das Engagement wird natürlich auch am Einsatz selbst ersichtlich. Der überwiegende Teil der Gemeinwohlorientierten hat nicht nur eine, sondern zwei oder mehr freiwillige Tätigkeiten inne. Dieser höhere Einsatz ist natürlich auch mit einem deutlich höheren Zeitaufwand für das Engagement verbunden.

Insofern sind Gemeinwohlorientierte auch bereit Verantwortung im Rahmen von Strukturen zu übernehmen, auch wenn sie sich dadurch längerfristig binden. Ihr Engagement ist also verlässlich. Spezifisch ist vor allem die Ausrichtung des Engagements. Diese Gruppe der Engagierten will die Gesellschaft mit gestalten, strebt dabei aber nicht unbedingt nach Leitungspositionen.

Dieses Ergebnis stellt die Einschätzung, dass die Zukunft des Engagements in der Kirche in der Betonung des Eigennutzes liegt; in Frage. Fast die Hälfte aller Engagierten in der evangelischen Kirche schätzt 2009 die Hilfe für andere deutlich wichtiger ein als persönliche Anliegen. Jedoch ist dieser hohe Anteil Gemeinwohlorientierter kein Verweis auf die Rückständigkeit der evangelischen Kirche in Sachen Engagement. Vielmehr hat sich auch in der allgemeinen Entwicklung gezeigt, dass diese Ausrichtung des Engagements alles andere als »out« ist – in einer doppelten Weise: Zum einen ist die Zahl der Gemeinwohlorientierten, wie zu sehen

Motivationstypen des Engagements (1999-2009) Bevölkerung ab 14 Jahren (Angaben in %)



war, insgesamt deutlich gestiegen. Zum anderen ist auch Interessenorientierten die Hilfe für andere wichtig, ebenso wichtig, wie die Erwartung eigene Anliegen zu verwirklichen.

Parallel zu dieser allgemeinen Entwicklung ist die Zahl der Engagierten in der evangelischen Kirche gestiegen. Natürlich stellt sich die Frage, ob sich diese Trends in Zukunft fortsetzen.

auf das Ehrenamt sehr viel. Insofern ist genau zu überlegen, welche Reformen in Sachen Ehrenamt tatsächlich notwendig sind.

Die kirchliche Sonderauswertung des Freiwilligensurveys steht als Download bereit unter www.ekd.de/si/downloads. Mit einer Email an info@si-ekd.de erhalten Sie eine Druckfassung der Broschüre.

*Stephan Seidelmann,
München*

Gebet oder Werbeblock

Wie Abkündigungen Ort und Sinn finden

»Es ergeht recht herzliche Einladung ...«. Gefühle sechzig Mal im Jahr »ergeht« dieses Sprachungetüm »recht herzlich«. Wird auch nur ein Kleinkind in die dafür vorgesehene Gruppe krabbeln, nur weil »recht herzliche Einladung ergangen« ist?

In vielen Gemeinden sind die Abkündigungen an das Ende des Gottesdienstes gerutscht. Schade, habe ich mal gemeint. Nach dem Vater unser ist man auf Abschluss, Sendung, Segen, Aufbruch gestimmt und möchte nicht mit der müden Routine recht herzlich ergehender Appelle behelligt werden. Inzwischen finde ich es ganz stimmig. Dass die Abkündigungen von ihrem liturgischen Ort vor dem Fürbittgebet an das Ende der Liturgie abwandern, ist eine Verlegenheitslösung, verrät aber immerhin ein gewisses Gespür dafür, dass in den kraft- und aufmerksamkeitsgeladenen Augenblicken zwischen Predigtlied und Fürbitten ein breit sor-

tierter Bauchladen voller »Angebote« nichts zu suchen hat. In der Tat gehören Schwarze Bretter an den Ausgang. Warum dann nicht gleich an die Wand? Stumm, auf Wunsch lesbar in den Schaukasten, graphisch gut gestaltet, besser als längliche Sprachroutine vom Pult?

Vor bald hundert Jahren hat die bayerische Novemberrevolution die evangelische Kirche von der Last befreit, Obrigkeit zu sein. Unsere Abkündigungen schleppen immer noch an jener Last: Meist stehen sie unter dem Druck, alles, was – mit Rücksicht nicht etwa auf Gründe des Glaubens, sondern auf die Eigengesetzlichkeiten einer Institution – scheinbar gesagt werden muss, zu sagen, beamtenhaft, bürokratisch, vollständig, langweilig also.

Wenn verkündet wird, dass gestern früh Frieda Mayer gestorben ist, wenn für alle, die jetzt traurig sind, und darum gebetet wird, dass der Herr Frieda

Mayer (bitte nicht »die Verstorbene«!) in seinen Frieden aufnehme, wenn da und dort ein Taschentuch gezückt wird und in der siebten Reihe verstohlen ein Amen mitgesprochen – dann blitzt etwas davon auf, was Abkündigungen sinnvollerweise sind: Fäden eines Netzes, das verbindet, nicht durch Bescheidwissen, nicht durchs Wichtigmachen eines spreizfreudigen Milieus mit seinen Gruppen, Kreisen und aufmerksamkeithesuchenden »Angeboten«, sondern durch Teilnahme und Gebet.

Aufforderung zur Fürbitte also. Was denn sonst wäre der Sinn von Abkündigungen im Gottesdienst? Eine merkwürdig erfolgversessene, präsentationsfreudige¹ Epoche in der Geschichte unserer Kirche kann damit wenig anfangen. Dann dringen aus den Werbeblättern der schönen Warenwelt die »Angebote« in die Liturgie ein. Breit, episch, von Eitelkeit selten frei, präsentiert an dem Pult, das den Lesungen aus der Heiligen Schrift gewidmet ist, die Gemeinde sich selbst und reißt Appell an Erfolgsmeldung, Erfolgsmeldung an Schaulauf, Schaulauf an Appell.

Ins Gelingende und Gelungene ist man verliebt, ins Präsentable. Zahllose Aufforderungen und Appelle werden vorzugsweise »herzlich« oder »Einladung« genannt, wirken aber nur zudringlich und üben gelegentlich moralischen Druck aus. Auch die Bekanntgabe der Gaben, als Rechenschaft gemeint, nimmt sich in solchem Kontext aus wie eine Erfolgsmeldungen oder bloßer Appell. Statt Gotteslob Spenderdank, statt Entfaltung Seiner Herrlichkeit Ausbrrrreeiiiiitüung der eigenen Aktivitäätääätätätäten. Aber alles sehr positiv gedacht, zweifellos.

Wird zum Gebet ermuntert, so gewinnen Not und Ungerechtigkeit in Gesellschaft und Welt und die Kreuzesgestalt der Kirche Aufmerksamkeit und die Armen, die Gefährdeten, das Fragmentarische, das vom Scheitern Bedrohte

¹ Nur wenig vergrößernd lässt sich die Aufgabe der Kirche auf den Nenner bringen, sie solle in Wort und Verleiblichung den dreieinigen Gott präsentieren, ihn also gegenwärtig machen, genauer: gegenwärtig sein lassen in Zeugnis, Anbetung und Dienen. Was zeigt sich daran, dass in einigen Subkulturen der Kirche des Worts und der Sakramente die »Präsentation« von »Inhalten« zu einer faszinierenden Lieblingsvokabel geworden ist, die meistens nicht viel mehr meint als das übliche Powerpointgespräch oder die Gabe, anpreisend sich selbst, die eigenen »Kompetenzen« und, als Benutzeroberfläche sozusagen, die eigene Haut zu Markte zu tragen?

Respekt und Würde. Präsentationen präsentieren Präsentables. Zweckhaft, positiv (– sprich: unkritisch – sprich: unterscheidungslos) und Überdruß verbreitend. Sie können halt nicht anders. Man sitzt hinten drin, möchte endlich beten und dann gesegnet gehen und wünscht sich einen Messias, der hier im Tempel die Tische der Wechsler (nebst den Pulten der schwatzhaft Positiven) umstößt, die sorgfältig unter Verschluss gehaltenen Tauben² der Opferkrämer frei flattern lässt und ganz nebenher das Ganze barmherzig abkürzt.

Was tun? Ein paar einfache Vorschläge: Geldbeträge in den Schaukasten. (Und beizeiten wieder raus.)

Regelmäßige Veranstaltungen ebenso. Ab und zu, vielleicht an Tagen, die wegen ihrer Bedeutung im Kirchenjahr oder ihrer Lesungen besonders geeignet erscheinen, oder aus aktuellem Anlass Ehrenamtliche bitten, sie mögen überlegen, wofür ihre Initiative oder Gruppe das Gebet der Gemeinde braucht, und in den Abkündigungen unzensiert, aber zeitlich beschränkt selbst darum bitten. So passiert Überraschendes.

Dafür Anderes weglassen. Einfach ausprobieren. Abgesehen von internem Statusgerangel wird dafür niemand ernsthaft böse sein. Anerkennung lässt sich auch anders zollen als durch sole-mne Erhöhungen zur Ehre der Lesepulte. Kollektenzweck mit Fürbitte koppeln. Wofür man nicht aufrichtig und freien Herzens beten kann, dafür braucht man auch nicht sammeln. Gelegentlich einen Schwerpunkt setzen und leibhaftige Vertreterinnen einer Initiative (auch mal kirchenfremde) einladen, ihre Sache knapp und engagiert vorzustellen. Auch da die Fürbitte nicht vergessen.

Den Sätzen echte (statt des blassen »Es«, das passiv, aber »herzlich gedankt« »wird«), personale und vor allem präzise Subjekte geben. Häufiges »Wir« wirkt unbestimmt, anbiedernd und vereinnahmend, erzeugt also (in der Regel unausgesprochenen, weil kaum bewussten, und umso heftiger wirksamen) Widerspruch und befremdet die Autonomen. »Ich« darf schon mal sein. Aber abwechseln: Die Gemeinde besteht aus vielen handelnden, einladenden, bittenden, kritischen, auffordernden, wachen, dankenden, betenden oder auch mal zu denken gebenden, in jedem Falle aber leibhaften Subjekten.

Die Abkündigungen nur von Sprachbegabten mit Sinn fürs Beten, fürs Knappe, Pointierte und Wesentliche, ohne Ori-
2 – unter uns ja auch Symbol des Geistes –

ginalitätszwänge und mit gesundem Argwohn gegen Floskeln formulieren lassen. (Würden Sie denn Ihre Predigt auch von der Sekretärin ausarbeiten lassen?)

Rechtzeitig durchlesen, reduzieren, streichen, straffen, kürzen – streng wie bei der Predigt. Die wird dadurch, dass sie sich von dem in aller Regel ihr folgenden lustfreien Amtsstubendeutsch abhebt, vermutlich nicht besser.

Auf Selbstdarstellung verzichten. Die wirkt gottlos und langweilt. Stattdessen sich gelegentlich der freien Kritik und unabhängigen Berichterstattung³ der Presse aussetzen. Wenn Öffentlichkeit, dann richtig. Und so spannend wie wirkliche Öffentlichkeit ist. Also mit Kritik, Außenperspektive, Rezension⁴,

³ Täuscht der Eindruck, dass im innerkirchlichen Gespräch über die Welt »draußen«, vor der man sich verantworten und an der man sich insofern auch in gewissen Grenzen orientieren, an die Stelle einer kritischen Öffentlichkeit mehr und mehr »der Markt« tritt? Der Verkündigung des Evangeliums, deren Gestalt und damit uns wird aber nicht ein »Steuerungsmittel« Geld Kontur geben, spendiert von Konsumenten, Gönnern, Steuerzahlern und Investoren. Erneuern wird uns das Steuerungsmittel kritischer Geist im freien, gewiss oft polemischen Diskurs der Geister, Überzeugungen und Gewissen.

⁴ Dazu noch und wieder aktuell der Tutzinger Symposionsbeitrag von Dieter Voll: Rezension. Der Gottesdienst und sein Bedarf an Öffentlichkeit. In: Karl Christian Felmy, Georg Kretschmar u. a. (Hg.): Kirchen im Kontext unterschiedlicher Konturen, Göttingen 1991,

milieufremder Sprache, Streit⁵, Risiko und einer Anerkennung, die dann mehr ist als Kanzelschwalbenhymnen und Schulterklappen.

Überhaupt: Die Grenzen zwischen dem institutionell Bestimmten und der freien Verkündigung des Evangeliums, zwischen Öffentlichem, Internem und Privatem achten. Werden die verwischt – oft merken wir das gar nicht – , leiden Qualität und Wirkung, es entsteht Peinlichkeit.

Sind die Abkündigungen entschlackt, die Schlacke bitte nicht per Gemein-debrief entsorgen. Sonst wird der so öd wie vorher die Abkündigungen und übernimmt den Appelldruck seinerseits. Lass fahren dahin. Sie haben's kein' Gewinn. Es lebe die Löschtaste.

*Hans Schlumberger, Pfarrer
in Weißenbronn, Wiss. Mitarbeiter
beim Synagogengedenkband Bayern*

S. 957 – 962

⁵ Dem setzt sich jeder Gemeinderat aus, jede Laienspielgruppe. Und die Profis der Kirchengemeinde mit ihrem Öffentlichkeitsanspruch? Verlautbaren. Positiv, wohlkontrolliert, fad. Nicht besser die Landeskirchenämter, die, nachdem man die freiere Evangelische Publizistik hat aushungern lassen, sich hauseigene Verlautbarungsreferate leisten. Fürs Positive. Wie man das so macht als Firma. Public relations. Positiv, wohlkontrolliert, fad. Verlautbartes druckt ja auch fast keiner ab. Eine PR-Abteilung einer Oberbehörde kann nicht anders. Ihr Sein bestimmt ihr Bewusstsein. No risk – no fun. Keine Fallhöhe – dann wird's eben flach.

In
Gundelsheim

ist das

Pfarrhaus

inklusive Gartennutzung
ab Juli 2013

wieder zu vermieten

in herrlicher Lage im Golddorf Gundelsheim mit wunderschönem Blick auf den Hahnenkamm und ins Altmühltal. Die Mietbedingungen werden im Einvernehmen mit dem Kirchenvorstand nach Besichtigung des Objekts festgelegt.

Bei Interesse Terminabsprache unter Tel.: 09834 – 96811

bzw. schriftlich an

Pfarramt Theilenhofen

Hauptstr. 27, 91741 Theilenhofen

oder per email: evkirche.theilenhofe@gunnet.de

Bei uns »winselt« jeder zwei Mal

Gedanken zur Kirche in ländlichen Räumen Nordostbayerns

Kennen Sie die Schti's?

Vermutlich dann, wenn Sie diesen wunderbaren französischen Film gesehen haben: »Willkommen bei den Schti's«. Sie haben eine andere Sprache, die Schti's im Norden Frankreichs, aber wie sich herausstellt sind die liebenswert. Mit »winseln« meinen sie »weinen«. Wer zu ihnen kommt, weint zwei Mal; einmal wenn er hin muss, weil er das selten will und einmal, wenn er geht, weil er sich dort so wohl gefühlt hat. Aber auch bei den Schti's verändert sich ab und zu etwas; sie sind nicht weltfremd. Und das gilt auch für die »bayerischen Schti's« in Nordostbayern, dort verändert sich nämlich die Kirche.

Kirche auf dem Land verändert sich

Vor Kurzem sprach ich mit einem Kollegen. Er stand vor dem Stellenwechsel und zog ein knappes Resümee: »Als ich vor zehn Jahren hier anfang, kamen zwischen 120 und 150 Menschen zum Gottesdienst, jeden Sonntag. Jetzt sind es noch zwischen 50 und 60.«

Zahlen, über die manche Gemeinden in anderen Gebieten Bayerns sicher stolz wären, zeichnen in Nordostbayern eine Tendenz ab, die viele Gründe hat.

Demographie

Dass wir in den peripheren ländlichen Räumen, also in den Landkreisen Hof, Wunsiedel oder Tirschenreuth weniger werden und dass diese Wenigen im Durchschnitt sehr alt werden, hat sich herumgesprochen. Ebenso weiß man, dass die mittlere und jüngere Generation einen wesentlich geringeren Anteil an der Gesamtbevölkerung einnehmen wird. Für die Gemeindearbeit stellt dies ein Bündel an Herausforderungen dar, deren ganze Tragweite noch gar nicht absehbar ist. Damit die Älteren am Gemeindeleben partizipieren können, wären barrierefreie Zugänge zu Gemeindehäusern und Kirchen nötig, andererseits sind für die Gehstruktur Besuchsdienste in einem viel stärkeren Maß gefragt, um die Bindung zu den Familien nicht ganz zu verlieren. Man besucht ja nicht alleine einen alten Menschen, sondern hat

gleichzeitig Kontakt zu deren Familienmitgliedern. Die Gemeindediakonie ist ein weites Feld, das man bedenken muss. Und, die Frage muss man sich stellen: Wie soll denn Jugendarbeit in Zukunft auf dem Land aussehen, bei immer weniger Jugendlichen um die sich viele Vereine und auch die Kirche »streiten«?

Nachlassende Bindungskraft der Kirche

Auffällig ist, dass die Bindungskraft der Kirche auf dem Land in den letzten Jahren stark nachgelassen hat. Das bedeutet nicht, dass der Kontakt nun ganz verloren gegangen ist. Mein Eindruck ist der, dass die Kirche auf dem Land von vielen als wichtig erachtet wird. Dennoch »Kirche bei Gelegenheit« ist Normalität nun auch auf dem Land geworden. Wenn der Gottesdienst das Zentrum des Gemeindelebens sein soll, dann ist diese Zentralveranstaltung der Woche auch bei uns nur noch an Festtagen gut besucht. Die Trends aus den Städten wie Individualisierungsschübe oder Institutionenkritik sind auch auf dem Land zum Normalfall geworden.

Fehlende Beheimatung

In den vergangenen Jahrzehnten war auf den oberfränkischen Dörfern und Kleinstädten Kirche für eine ganze Zahl von Menschen Heimat. Man hat sich getroffen zu Gruppen und Kreisen und die Gemeindehäuser waren mehr als gut belegt. Ein großer Teil der Freizeit wurde in der Gemeinde verbracht. Frauenkreise, Bibelkreise, musikalische Angebote, was man halt so alles hatte und hat gehörten zum Dorf dazu. Das äußerte sich z. B. darin, dass auch kirchliche Gruppen selbstverständlich bei der kommunalen Förderung der Vereine ihren Teil abbekamen. Das alles hat sich spürbar verändert. Kinderbibelwochen kommen nicht mehr zustande, weil die Kinder fehlen. Das Angebot der Kindergottesdienste hat sich ausgedünnt. Gruppen und Kreise sind überaltert, Nachwuchs gibt es kaum mehr, allenfalls bei Gospelchören oder ähnlichen »scheinbar modernen« Angeboten.

Schlechtes Image

Dazu kommt noch ein äußerer Grund: Die Region hat ein schlechtes Image, entschuldigen Sie den Ausdruck, sogar ein »hundsmiserables«. Das hat sie nicht erst seit gestern, sondern eigentlich schon immer. Und bei uns sieht es auch nicht aus wie in der »Landlust« oder der »Liebes Land«, sondern so, wie es auf dem Land halt aussieht. Bei einer Veranstaltung fragte ich vor Kurzem wie hoch denn die Arbeitslosigkeit im Landkreis Wunsiedel wohl wäre. Die Teilnehmer schätzten und lagen bei Zahlen zwischen 25 % und 10 %. Die Teilnehmer stammten alle nicht aus der Region. Dass in der Region händeringend Fachkräfte gesucht werden, dass die Arbeitslosenquote bei um die 5 % liegt und dass nicht nur die Landschaft schön ist, sondern auch sonst manches die Region lebenswert macht, erfährt nur der, der sich auf den Weg macht. Das gilt auch für kirchliche Mitarbeitende, die, so hat eine aktuelle Umfrage ergeben, von all den Vorurteilen über die Region wussten als sie hierherkamen, dann aber eine andere Wirklichkeit vorgefunden haben. Die Region ist deutlich besser als ihr Ruf. Das möge noch das Beispiel einer Frau zeigen, die mich im EBZ Bad Alexandersbad nach meiner Arbeit befragt hat und dann meinte, »das ist schon gut, dass Sie auch in Selb unterwegs sind – da ist es ja schlimm!« »Na ja, schlimm ist es vielleicht in Kabul, aber in Selb lässt es sich eigentlich ganz gut leben«, konnte ich nur erwidern.

Ansatzpunkte

Ja, die Zeiten ändern sich, auch für die stabilen kirchlichen Verhältnisse in Oberfranken. Ich sehe allerdings einige verheißungsvolle Ansatzpunkte. Kirchenvorstände entdecken Stärken ihrer Kirchengemeinden. Natürlich, auch in Oberfranken und in der Oberpfalz will man in der Kirchengemeinde möglichst alles haben und alles machen. So allmählich aber stellt sich die Erkenntnis heraus, dass es gut ist, die eigenen Stärken (und da gibt es viele) herauszustellen und noch zu vertiefen. Das Gejammer über das, was man nicht oder nicht mehr tun kann, das stimmen viele schon gar nicht mehr an. Sie schauen nach vorne und erarbeiten sich Strategien für eine gute Zukunft. Sie orientieren sich an den Bedürfnissen der Menschen am Ort und an dem für sie selbst gedeuteten Auftrag der Kommunikation des

Evangeliums.

Dabei tritt immer häufiger das Ganze eines Dorfes oder eines Ortes in den Blick. Kirche ist nicht selten eine der hervorragend funktionierenden Organisationen in den Dörfern. Und was wir häufiger schon gefordert haben geschieht allmählich: Wir »lassen die Kirche ins Dorf«. Die Dinge werden miteinander angepackt.

Dabei besinnt man sich auch auf regionale Gegebenheiten. Wir leben in einem Mittelgebirge. Was liegt näher als Berggottesdienste im Fichtelgebirge und im Steinwald anzubieten? 2013 startet wieder die Serie von 12 Gipfelgottesdiensten von Juni bis Ende August und einem Schlusspunkt am 3. Oktober. Diese Serie wird hervorragend angenommen. Mittlerweile gibt es Kooperationen zwischen den Anliegern der einzelnen Berge, die die Gottesdienste miteinander gestalten und das sogar kirchenkreisübergreifend.

Regionale Schätze

sind auch die oft wunderschön renovierten Dorfkirchen. Ein Kirchenentdeckerkurs, der Menschen dazu befähigen soll in einer Kirche eine Führung selbst zu erarbeiten, findet großen Zulauf. Je nach Modul kommen zwischen 20 und über 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Dass dieser Kurs in ökumenischer Verantwortung gestaltet werden kann, und jetzt schon für die Fortführung Ideen gesponnen werden, ist ein tolles Ereignis.

Die Zusammenarbeit der Dekanate und Einrichtungen in der Region wird schon seit 2005 durch das »Netzwerk: Gemeinsam für die Region« mit ihrem »Runden Tisch« gewährleistet. Die »ach so sturen« Oberfranken und Oberpfälzer haben anscheinend überhaupt kein Problem, über Dekanatsgrenzen hinaus zu denken und zu agieren. Eine vorbildliche Einrichtung seit vielen Jahren, die dank dem Engagement vieler, besonders aber dem der Regionalbischöfin in Bayreuth, hervorragend funktioniert.

All dies wird den demographischen Prozess nicht aufhalten. Wir sollten ihn sowieso akzeptieren und uns auf ihn einstellen. Alles andere wäre falsch. Wer der Region ein schlechtes Zeugnis ausstellen will, wird es weiterhin tun. Dennoch: es lohnt sich einen genauen Blick auf die Region zu werfen. Gerade die Zugezogenen schätzen Nordostbayern sehr und gestalten die Region stark mit. Wie bei allem die Ausstrahlungskraft der Kirche wieder positiver und besser

werden kann, kann ich letztlich auch nicht sagen. Ich glaube aber, dass wir hier einen großen Vorteil haben. Weil in Nordostbayern manche Krise durchgestanden werden musste und noch werden muss ist die Kirche gefragt. Sie ist authentisch, denn als regionaler Akteur durchlebt(e) sie die Krise der Region 1:1 mit. Und sie wird dann auch erstarken, wenn sie die Region mitgestaltet, vor Ort, im Dekanat und in ganz Nordostbayern.

Landsymposium

Ja, manches wird anders werden und das muss man auch einmal theoretisch und theologisch durchdenken. Deshalb haben sich eine ganze Reihe von Theologen zusammengefunden, um im »Arbeitskreis Theologie« über die Veränderungen auf dem Land nachzudenken. Allen liegt das kirchliche Leben sehr am Herzen. Und so hat man, ausgehend von der 1. EKD-Landkirchenkonferenz beschlossen, selbst ein Symposium zu den Fragen der Kirche auf dem Land zu organisieren. »Land in Sicht« hieß der Titel nicht ganz ohne Grund, weil man den Eindruck hat, dass in unserer Kirche

das Land durchaus auch noch stärker in den Blick genommen werden könnte. Dass unser Landesbischof als Schirmherr zur Verfügung steht, hat uns Mut gemacht weiter zu arbeiten.

Um neue Bilder der Kirche auf dem Land wird es gehen, um Ideen und Gestaltungsräume. Darum also, wie Kirche sich aufstellen sollte, um in ländlichen Regionen auch zukunftsfähig zu sein, übrigens nicht nur in fränkischen, sondern auch in ländlichen Diasporaregionen.

Ja, wer nach Nordostbayern kommt »winselt« zwei Mal. Die letzten Jahre aber zeigen, dass es nicht mehr viel zu weinen gibt. Auch angesichts zurückgehender Gemeindegliederzahlen und neuen Landstellenplänen hat keiner mehr Angst in Nordostbayern. Das Stichwort »Kooperation« ist nicht mehr »furchtbar«, sondern wird da und dort schon gelebt. Und Veränderung hat der Kirche der Reformation ja selten geschadet.

Thomas Guba, Pfarrer,
Projektstelle: Gemeinde- und
Regionalentwicklung
in Nordostbayern, Bad Alexandersbad

Das Peres Center for Peace in Israel

»In des Gerechten Haus ist großes Gut« (Spr. 15,6a)

Ein sonniger Morgen, eine leichte, die Hitze des frühen Tages lindernde Brise und der freundliche Gruß »Schalom« erwarten uns in einem Büro- und Tagungsgebäude aus Glas und Beton. Das Peres Center for Peace (PCP), 1996 als gemeinnützige Organisation gegründet, ist die herausragende und innovative Friedensinitiative in Israel. Schimon Peres, Präsident des Staates Israel und Friedensnobelpreisträger, ist der Vater der Initiative. Seit 2009 ist das Zentrum in Jaffa beheimatet, in einer Umgebung, in die sich nur selten Touristen verirren. Die Nachbarn des Zentrums sind zu meist Araber, arm, sozialen Spannungen ausgesetzt. »Hier sind wir genau richtig, hier werden wir gebraucht und wir sehen Veränderungen«, erklärt Natalie Kandov, bevor sie uns die Büros zeigt, den Haupt- und Ehrenamtlichen vorstellt und die Arbeit des Zentrums erklärt. Aber als Erstes will sie uns ei-

nen Raum zeigen, der an das Schimon Peres Archiv und die Bibliothek für Konfliktforschung anschließt. Ein bis zum 3. Stock offener fensterloser Raum, der mit einem Glasdach abschließt. Bis unters Dach raue, unebene Wände, die »zum Klettern einladen«, wie ein Besucher bemerkt. Natalie schmunzelt bei dem Gedanken und erklärt die Sinnbildlichkeit dieses Raumes: »Der Weg zum Frieden ist steinig und schwer, aber er lohnt sich. Wir sehen das Licht des Friedens in greifbarer Nähe.«

»Ist Frieden überhaupt noch möglich?«

fragt ein Journalist. Natalie gibt ein Wort mit auf den Weg: »Schimon Peres hat es ganz einfach ausgedrückt: Menschen schaffen Frieden, nicht Strukturen. Wir wollen Raum für Begegnungen schaffen, unsere Verschiedenheit ak-

zeptieren, Vorurteilen entgegenwirken und aktiv für Gerechtigkeit eintreten da, wo Ungerechtigkeit und Benachteiligung Menschen trifft.«

Jugend ist ein großes Gut

Aus bescheidenen Anfängen wuchs ein starkes Friedenswerk, das mittlerweile weit über Israels Grenzen hinaus Anerkennung findet. 20% der ca. 8 Millionen Staatsbürger Israels sind Araber. Sie bekennen sich überwiegend zum Islam. Die israelische Gesellschaft tut sich schwer die arabische Minderheit zu integrieren. Misstrauen und Ablehnung sind die Folge. Hier setzt das PCP an, mischt sich ein, zeigt Wege, dass ein Miteinander möglich ist. Pragmatisch und mit kleinen Schritten wird Zukunft gebaut. Im Stadtteil Ajami, einem sozialen Brennpunkt Jaffas, kümmern sich Volontäre des PCP um Straßenkinder und herumlungende Jugendliche. Sie helfen bei den Hausaufgaben, wecken Begeisterung für Sport und Spiel, rüsten die Jugendlichen mit Fotoapparaten aus und schicken sie in die Umgebung, ihre Stadt im Bild festzuhalten. Musikgruppen entstehen, Theaterstücke werden einstudiert und aufgeführt. Wer gemeinsam musiziert, liest, schreibt, hat keine Zeit zum Steinewerfen. Die Entdeckung und Wertschätzung sportlicher und künstlerischer Interessen über ethnische und religiöse Grenzen hinweg hat in diesem Stadtteil für Entspannung und Deeskalation gesorgt. Die Mitarbeiter sind nicht nur in der Stadtteilarbeit gefragt, sondern mittlerweile leisten sie über die Grenzen hinaus Friedenserziehung in Gaza und im Westjordanland unter der Verwaltung der Palästinensischen Autonomiebehörde. Experten aller politischen Richtungen behaupten seit Jahren, dass friedliche Koexistenz in diesen Gebieten nicht möglich sei. Die politische Situation sei verfahren. Die Siedlungs- und Ausgrenzungspolitik Israels ist harsch, deshalb bleibt friedliche Koexistenz ein Wunschtraum der Idealisten.

Das PCP zusammen mit israelischen und palästinensischen Partnern lässt das nicht gelten. Über 60.000 palästinensische und israelische Kinder haben bisher in den Friedensprogrammen für Schulen teilgenommen. Dabei wurden Kontakte geknüpft, der Umgang mit sozialen Medien eingeübt, die Sprachen Hebräisch und Arabisch gleichwertig angewandt. Mittlerweile gibt es zwölf *Peace Computer Centers* in Israel und

den palästinensischen Gebieten. Jugend kommuniziert mittels *technology* mit- und untereinander. Sie teilen ihre Freude, schließen Freundschaften und durchbrechen damit die Dialogunfähigkeit, welche sie aus der Welt der Erwachsenen nur zu gut kennen. Palästinensische Schauspieler unterrichten an israelischen Schulen, leiten *workshops* in israelischen Bildungseinrichtungen, halten Lesungen in Seniorenwohnheimen und helfen Vorurteile abzubauen.

Menschenwürde ist ein großes Gut

In Gaza und im Westjordanland liegt die medizinische Versorgung im Argen. Das PCP hat über 8000 palästinensischen Kindern Behandlung in israelischen Krankenhäusern ermöglicht. Auch hier kann das Zentrum eine Erfolgsgeschichte vorweisen. Das *internship program* für angehende Ärzte aus dem Gaza-Gebiet an israelischen Krankenhäusern wollte die israelische Regierung verhindern. Das Finanzamt setzte die Gemeinnützigkeit des PCP kurzerhand außer Kraft, so dass Spenden für diese Arbeit steuerlich nicht mehr absetzbar sind. Die Leitung des PCP entschied trotz der schwierigen finanziellen Benachteiligung, die daraus resultierte, an diesem Projekt festzuhalten. Sie ließ sich weder beirren noch von amtlicher Seite einschüchtern.

Im Laufe der Zeit wuchs dem PCP weitere Verantwortung zu in der Bewusstseinsbildung für die Umwelt und den Umgang mit den Ressourcen Wasser und Land. Was offizielle politische Gre-

mien nicht zustande bringen, schaffen die Mitarbeiter des PCP. Sie holen Experten aus Ägypten, Israel, Jordanien und dem Westjordanland an einen Tisch, die es tatsächlich schaffen, gemeinsame grenzüberschreitende Projekte in der Landwirtschaft, behutsame Bewässerung und Vermarktung der Erzeugnisse auf den Weg zu bringen. Ein schmackhaftes Produkt dieser gemeinsamen Anstrengung versprechen 2,6 Millionen Erdbeerpflanzen, die im Westjordanland und in Gaza als Teil des »Erdbeeren-fürden-Frieden-Projekts« vielen Gärtnern und Kleinbauern sichere Erträge einbringt.

Einen wichtigen Beitrag sieht das Zentrum in der Rechtsberatung israelischer Araber. Allein über einhundert Bewohner Jaffas konnten dank der kostenlosen Beratung ihren Anspruch auf Schulweg- und Lernmittelfreiheit für ihre Kinder sowie Zugang zu den Dienstleistungen der kommunalen Stadtwerke, wie Abwasserentsorgung und sauberes Trinkwasser, geltend machen. Ein Betroffener meldete sich zu Wort: »Das PCP half mir und meinen Kindern öffentliche Dienstleistungen zu erhalten, von denen ich nicht einmal wusste, dass es sie gibt.«

Frieden ist ein großes Gut

Mit einem gewissen Stolz und zusehendem Ausblick blicken die Mitarbeiter des PCP in die Zukunft. Heute arbeiten unter ihrer Leitung etwa 100 Nichtregierungsorganisationen, die sich zum Palästinisch-Israelischem Friedensforum zusammenschlossen. Sie sind aktiv in der Jugendarbeit, Gesundheit, Bildung, Wirtschaft, Arbeit mit Senio-

Zur Vertretung einer Kollegin in Erziehungszeit sucht die Dreieinigkeitskirche in Nürnberg Gostenhof ab Dezember 2013

eine Pfarrerin / einen Pfarrer.

Der Einsatz im Umfang einer halben Stelle ist auf 1,5 Jahre befristet. Das zentrumsnahe Gostenhof ist ein liebenswerter Stadtteil Nürnbergs und das kulturell lebendigste Viertel der Stadt. Die Kirchengemeinde hat verhältnismäßig viele junge Mitglieder und ist ein respektierter Akteur im Quartier. Die Mitglieder des Kirchenvorstandes sind teamorientiert und offen für kreative und neue Impulse.

Der Vertretungsdienst umfasst schwerpunktmäßig den sonntäglichen Gottesdienst, einmal monatlich zwei Altenheimgottesdienste, Kasualgottesdienste, sowie zusammen mit dem Pfarrer der 1.Pfarrstelle die Begleitung der Konfirmanden.

Für weitere **Informationen** steht Pfarrer Peter Bielmeier jederzeit zur Verfügung (Telefon: 0911 / 31 72 25, Mail: Peter.Bielmeier@t-online.de)



ren, Künstlern, Forschern, Religionsgemeinschaften und haben dabei vieles erreicht.

Ich finde es sehr bedauerlich, dass kirchliche Pilgergruppen, die in Israel unterwegs sind, das *Peres Center for Peace* nicht auf ihrem Besuchsprogramm stehen haben. Besucher sind herzlich willkommen. Gesprächspartner aus Politik, Kunst, Wirtschaft beantworten gerne Fragen. Abseits der Pilgerströme und religiöser Nostalgie, kann der Christ hier Frieden entdecken – verletzlich, unauffällig, nüchtern wie Glas und Beton des Centers, aber dennoch kraftvoll, menschenfreundlich, fröhlich, vielsprachig, jung, alt, ein Mosaik hiesiger Menschen, die zusammenwachsen, weil sie zusammengehören wollen.

Es ist spät geworden, viel haben wir gehört und erfahren. Palästinensische und israelische Fotokünstler zeigen ihre Werke und sprechen über ihr Projekt: *Framing Reality*, was sinngemäß übersetzt bedeutet: eingerahmte Wirklichkeit. Fotos sprechen mehr als Worte. Aber hier ist man nicht auf Negativ Schlagzeilen aus, sondern auf Gesten des Friedens in unruhigen Zeiten. Eine palästinensische Mutter in den besetzten Gebieten erhält eine Hibiskusblüte von einem jungen israelischen Soldaten. Ein zaghaftes Lächeln auf beiden Gesichtern. In der Altstadt Jerusalem: ein palästinensischer Süßwarenhändler reicht einem weinenden jüdischen Jungen eine Dattel, erstaunte Gesichter der Erwachsenen. Diese Bilder schaffen es nicht in die Nachrichten. »Vielleicht ist das sogar besser«, meint einer der Künstler, »denn man muss sich Zeit für Friedensbilder nehmen, sie wirken lassen. Vorurteile abbauen braucht Zeit. Frieden braucht Zeit.«

Ich laufe zurück nach Tel Aviv, durch Jaffa, entlang der Beaches. In meinem Hotel angekommen erzähle ich Ludmilla, der freundlichen, erst kürzlich aus Russland eingewanderten Empfangsdame an der Rezeption, von meinem abendlichen Spaziergang und der Schönheit des arabischen Jaffa. Stauend, beinahe ungläubig schaut sie mich an. Das sei doch viel zu gefährlich. Eine unsichere Gegend sei das. Gewaltbereite Menschen lebten dort. Der Künstler hat recht: Vorurteile abbauen braucht Zeit. Frieden braucht Zeit.

Alois Schwarz,
Pfarrer in Nördlingen

website des Peres Center for Peace:
www.peres-center.org

Bücher

Simone Zillich-Limmer, *Systemische Therapie und Praktische Theologie. Impulse aus der Beratungspraxis für eine grundlegende Verhältnisbestimmung. Mit einer CD, Praktische Theologie interdisziplinär 4*, LIT Verlag, Berlin 2012, 430 Seiten, 49,90 EUR, ISBN 978-3-643-11149-4

Seelsorge und Kybernetik

Die evangelische Pfarrerin, Supervisorin und systemische Beraterin Simone Zillich-Limmer entwirft in ihrer Dissertation, die gerade in zweiter Auflage erscheint, ein Konzept von christlich-systemischer Seelsorge. Dazu untersucht sie eine ganze Reihe systemischer Beratungsansätze auf das darin enthaltene Gottes-, Welt- und Menschenbild. Die Leitfrage, unter der ich die Arbeit gelesen habe, lautet: Wo bleibt Gott, wenn Theologen mit systemischen Ansätzen den Menschen und die Welt konstruktivistisch denken?

Dem Praktiker fällt zum systemischen Denken meist zuerst die Familientherapie ein. Dass die systemische Theorie von der Theologie mittlerweile weit darüber hinaus rezipiert wurde, zeigt die derzeit als Klinikseelsorgerin tätige Theologin anhand einer Fülle von Material, die das Buch gelegentlich etwas unübersichtlich macht.

Unbedingt lesenswert ist der anfängliche Überblick über das systemische Denken, das seit gut einem halben Jahrhundert biologische Systeme sowie die Steuerung technischer Systeme (Kybernetik) beschreibt. Erst die Überlegungen von F. Varela zur Selbstorganisation lebendiger (autopoietischer) Systeme ermöglichten N. Luhmann die theoretische Beschreibung sozialer Systeme. In ihrer an der Grenze von Systematischer und Praktischer Theologie angesiedelten Untersuchung kommt Zillich-Limmer zu dem Urteil, dass konsequent konstruktivistische Ansätze der Systematischen Theologie (I.U. Dalferth, K.-P. Jörns) die Aufgabe der Theologie nicht mehr als Beschreibung von Wahrheit verstehen, sondern beschreiben, was

Menschen glauben. Diese Ansätze verfangen sich in unlöslichen Zirkelschlüssen. Der (radikale) Konstruktivismus, so ihr Urteil, stellt „eine Art Ersatzreligion mit impliziten Normen und Werten dar“, weil er versucht, die Ganzheit des Lebens zu erfassen. Eine Theologie, die zwischen Gott und Mensch unterscheidet, muss diese Aporie aufdecken.

Auch für die Praktische Theologie diagnostiziert die Autorin eine nicht immer zureichende theologische Reflexion. Sie bemängelt an den untersuchten Ansätzen von G. Emlein, M. Ferel, P. Held, Ch. Morgenthaler und U. Herthneck, dass sie den Wahrheitsanspruch einer Offenbarungsreligion nicht immer hinlänglich in Beziehung setzen zur Relativität subjektiven Glaubens.

Weil Menschen- und Weltbild in der systemischen Sicht eng ineinander greifen, bleibt im Konstruktivismus für ein externes Gottesbild wenig Raum. Die Autorin verknüpft die systemtheoretische Forderung nach einem dialogischen Prozess mit M. Bubers dialogischem Prinzip. Mit einer an C. Heyward und D. Sölle angelehnten „Theologie der Beziehung“ begründet sie das Modell einer christlich-systemischen Seelsorge. Erstmals konkretisiert sie damit theoretische Ansätze einer relationalen Theologie. Dabei helfen ihr befreiungstheologische Ansätze weiter als abstrakt formulierte Theologien (z.B. C. Schwöbel, M. Welker).

Als Besonderheit dokumentiert die Arbeit zehn qualitative Interviews mit Personen, die in der systemischen Therapie tätig sind. Die beigelegte CD enthält bisher unveröffentlichte Gespräche mit W. Deußer, W. Pisarski, H. Knögel und anderen.

Zillich-Limmers Antwort auf die Leitfrage formuliert sie im Konzept christlich-systemischer Seelsorge, das systemische Voraussetzungen und christliche Grundüberzeugungen verbindet. Gott findet sich wieder in der Art und Weise, wie Menschen Beziehungen knüpfen und pflegen. Damit bietet das Buch einen wichtigen Ansatz für die christliche Seelsorge in einer pluralen Gesellschaft. Darüber hinaus reflektiert die Autorin auch die kybernetische Dimension seelsorglichen Handelns. Wer die Bedeutung der Seelsorge für die Kirchenleitung ernst nimmt, kommt an diesem Buch nicht vorbei.

Gunther Barth
Pfarrer in Nürnberg

Jenseits von Zeit und Raum

Seitdem die Entstehung der »Welt« durch den »Urknall« im Wesentlichen unwidersprochen erklärt wurde, sind alle anderen Schöpfungstheorien in das Reich der Mythen versetzt worden. Natürlich kommt in einer Theorie von ernstern Physikern, die sich auf Einstein und Vergleichbare berufen »Gott als Schöpfer der Welt« nicht vor. Gibt es ihn folglich nicht, oder hat er wenigstens bei allem, was mit Welt, Universum zu tun hat nichts zu sagen, keinen Anteil daran?

Das ist für jemand, der an Gott glaubt, und zwar an den Gott, der uns durch Jesus Christus vermittelt worden ist, schwer zu schlucken. Ich habe die Überzeugung, dass Gott, unser liebender Vater, trotzdem seinem Platz hat, in diesem Szenario vom Urknall.

Die Situation um den Urknall herum ist, einfach ausgedrückt, folgende: Vor dem großen Knall existiert nur Energie. In welcher Form, habe ich nicht erfahren, wird wohl was elektrisches sein, aber sie besteht ohne von Raum und Zeit etwas zu wissen, denn dies gibt es noch nicht. Vor 13,8 Milliarden Jahren begann der große Knall, setzt sich seither weiter fort und wird nach einer weiteren Theorie nicht aufhören. Das Weltall wird sich weiter und weiter ausdehnen. Ob und wann es endet, weiß keiner. Erst seit es Materie gibt, denn sie entstand auch zugleich mit Raum und Zeit, gibt es das Weltall, dessen Sterne wir sehen und dessen Strukturen die Astrophysiker zu entschlüsseln hoffen.

Wir Christen glauben an einen Gott, der im Himmel wohnt. Wir glauben, dass wir eine unsterbliche Seele haben, die nach dem Tod unseres Leibes zu ihm kommt, wie Jesus Christus es uns versprochen hat. (In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, ich gehe hin

euch die Stätte zu bereiten.)

Ich kann mir den Ort, den wir Himmel nennen nur so vorstellen, wie wir Christen es eigentlich seit jeher tun, als einen Ort jenseits von Raum und Zeit, wie wir uns ja auch Gott nicht materiell und personenhaft vorstellen können.

Auch wenn wir ihn in unseren Gebeten als Vater ansprechen, sollte uns doch bewusst sein, dass menschliche Bezeichnungen dort nicht mehr gelten. Dieses sein Reich, in das Gott uns aufzunehmen zugesagt hat, ist raum- und zeitlos. Wie könnten wir sonst zu ihm beten in der Gewissheit, dass er uns hört? Wie viele Menschen sind schon gestorben, seit die Erde bewohnt ist und wissen wir ob es nicht noch Tausende von bewohnten Planeten gibt? Die Wissenschaftler sind überzeugt, dass unsere Erde nicht der einzige Planet mit Leben ist. Gott, in seinem unendlichen Reich, ist immer für uns ansprechbar. Das geht doch nur, wenn Raum und Zeit für ihn nicht existieren. Darum halte ich die Annahme, dass die Energie, die vor dem Urknall nach Meinung der Wissenschaftler, da war, sehr wohl etwas mit Gott zu tun haben kann.

*Dr. Ludwig Blendinger,
Nennslingen*

So geht es schneller

zu: *Liebe Leserin in Nr. 6/13*

Lieber Herr Dekan Ost, vielen Dank, dass Sie darauf hinweisen, dass unfertige Pfarrhäuser den Dienstbeginn auf neuen Pfarrstellen immer wieder unnötig erschweren.

Die Landeskirche hat der Landeskirchenstelle und den Gemeinden mit zwei gutgemeinten Neuerungen viel neue Arbeit gemacht: Die Ablösung der staatlichen Baulasten im Baukanon und der Energiefond, der viele Sanierungen angestoßen hat. Das dafür benötigte Personal wurde meines Wissens jedoch nicht verstärkt. Damit die Pfarrhäuser wieder öfter termingerecht fertig werden, habe ich zwei praktische Vorschläge zu machen:

1. Das Geld, das für Interimswohnungen, doppelte Umzüge und Fahrtkosten ausgegeben wird, sollte man in eine zusätzliche Stelle in der Landeskirchenstelle investieren.
2. Die Planungen von Pfarrhaus-sanierungen sollten mit einem Ortstermin unmittelbar nach Bekanntwerden des Stellenwechsels

begonnen werden. Derzeit ist ja die Baufallschätzung zwingend erst wenn der Pfarrer ausgezogen ist, dann sind aber bereits einige Monate verstrichen, die einem dann am Ende der Vakanz fehlen. Es sollte ein Baubeginn möglichst unmittelbar nach Abzug des Stelleninhabers angestrebt werden. Der planerische Mehraufwand, evtl. ein zweiter Ortstermin zur Aufnahme von Schönheitsreparaturen etc. würde sich m.E. rechnen.

*Otto Guggemos,
jetzt Heinersreuth DB Bayreuth.*

Das Lied von der guten alten Zeit

zu: *Was mir auf der Seele brennt*

in Nr. 6/2013

In seinem Leserbrief hat Herr Nörr ja zu einem gewaltigen Rundumschlag angesetzt. Als Laie muss ich es mir verkneifen, auf schwierige theologische Fragen einzugehen, aber drei Punkte möchte ich doch aufgreifen, über die man nachdenken könnte:

1. Das Lied von der guten alten Zeit. Wann war diese? Die Kirche hatte durch ihre Verbindungen zu den Herrschern vielleicht mehr Einfluss. Aber welche Schuld lud sie damals auf sich, da sie die kleinen Leute und ihre Nöte nicht sah? Die Wenigen, die durch diakonische Handlungen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert etwas für die unteren Schichten unseres Volkes taten, sind bestenfalls ein Alibi.
2. Martin Luther (den ich sehr verehere) hat wohl nicht das Zeug zum protestantischen Heiligen; es war nicht nur seine problematische Einstellung zu den Juden – man denke nur an seine Schriften gegen die räuberischen Horden der Bauern. Was schrieb er etwa zur Schlacht von Frankenhausen im Jahr 1525 (ca. 6.000 tote Bauern, etwa 25 tote Söldner – also ein Abschlachten). Waren die Bauern damals nicht ebenso Geschöpfe Gottes?
3. Wie kann man aus der Abschaffung des gesetzlichen Feiertags »Buß- und Bettag« etwas ableiten gegen die Arbeit der Pfarrer (»eine schwierige Predigt weniger«). Überall finden an diesem Tag in Bayern Gottesdienste statt und in unserer Gemeinde (und ich glaube,

nicht nur da) ist der Gottesdienstbesuch sogar überdurchschnittlich gut.

Es gäbe aus meiner Sicht noch mehr anzusprechen, aber damit möchte ich es bewenden lassen.

Rainer Heller
Mitglied der Landessynode,
Vorsitzender des Finanzausschusses,
Fürth

Wie heißen wir willkommen?

Zu: s.o.

In vielen kirchlichen Blättern wird geklagt und gejamert über den Rückgang der Kirchlichkeit, die Kirchaustritte und die Gleichgültigkeit gegenüber den Kirchen. – und das nicht unbedingt auf »hohem Niveau«. Die Schuld wird vor allem in der Umbruchsituation gesucht, in der wir leben, im »Relativismus« oder auch in der mangelnden Durchsetzungsfähigkeit der Kirchenleitungen. Es sind meist pensionierte Kollegen, die sich in dieser Weise äußern. Doch liegt wohl die Frage nahe: inwieweit wir Pfarrer/innen selber in unserer langen Dienstzeit zu dieser Entwicklung mit beigetragen haben. Leider wird diese Frage nicht gestellt. Und darauf käme es ja wohl an, wenn ich etwas beklage und damit eine Änderung der Verhältnisse anmahne.

Ich unternehme den Versuch am Beispiel unseres Gottesdienstes wie er im EKG beschrieben wird den Hemmnissen auf die Spur zu kommen.

1. Es wird immer wieder gefordert (zu Recht), den Ankommenden willkommen zu heißen. Das geschieht in der Regel »Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes«. Nur: Kein Mensch kann sich unter dieser trinitarischen Formel etwas Konkretes vorstellen. Damit ist ein ansprechendes, verstehbares Willkommensein nicht gegeben.
2. Sündenbekenntnis, Psalm, Kyrie und Gloria geleiten den »unerkannt Willkommenen« in die Richtung: Ich bin Sünder. Als Sünder bin ich angewiesen auf Erbarmen. Zu diesem Erbarmen kann ich selber nichts beitragen. Deshalb fühle ich mich schuldig. Der empfohlene Psalm mag diesen Eindruck noch verstärken. Oft kann er auch gar nicht verstanden werden. »Ehre sei Gott in der Höhe...« Nach all

den vorhergehenden Festlegungen klingt das nach Blasphemie. Zudem sind das geforderte, traditionelle Worte. Sie kosten kein persönliches Engagement.

3. Lesung und Glaubensbekenntnis. Beides wird in der Regel ohne irgendeine Hinführung oder Erklärung dargeboten. So wird auch hier wiederum kaum etwas richtig verstanden und damit erfahrbar gemacht. Wir bekennen Gott, den »allmächtigen«. Wo ist ein allmächtiger Gott zu finden? Wo ist ein allmächtiger Gott, der die Macht übernimmt?
4. Die Predigt setzt die Desillusionierung des Hörenden fort, selbst wenn sie gut ist. Warum? Die vorgegebene Ordnung ist so angelegt, daß nach der Erfahrung des Hörenden mit Gott, nach seiner Meinung, seiner Überzeugung von vornherein nicht gefragt wird. Versucht nun ein Prediger, sich in die Hörenden hineinzudenken, sich vielleicht auch hineinzufühlen, so sind das immer nur seine Versuche. Ob er damit beim Hörer ankommen kann? Er hat ja keine konkrete Information wie etwa bei Taufe, Trauung oder Beerdigung. Ob er selber eine Gotteserfahrung, eine Gotteswahrnehmung hat, auch darnach wird nicht gefragt. Kann das einfach so vorausgesetzt werden?
5. Die Eucharistie, das Abendmahl verstärkt diesen Zug ins Passiv-Depressive durch die Betonung der Sündenvergebung. Doch damit hat das Abendmahl Jesu nichts gemein. Das alles ist hinreichend exegetisch erforscht und bekannt. Eucharistia bedeutet Danksagung, dankbare Gesinnung.
6. Die Lieder und die Kirchenmusik. Selbst wenn ein guter Kirchenmusiker zu Händen ist, wird er die durch den bisherigen Ablauf geprägte Stimmung kaum aufhellen können. Die meist singungsgewohnten Versammelten sollen, müssen singen. So verlangt es die Ordnung. Und dann wird gesungen, meist lustlos mit geringem Engagement. Wenn dann auch noch die Liedtexte so ganz am heutigen Leben vorbeigehen, erhöht das keineswegs die Lust am Singen – was doch eine so großartige Möglichkeit ist, ein einzigartiges Geschenk!

7. Wenn heute irgendein Veranstalter (Theater, Sport, Bierfest) in dieser geschilderten Art und Weise sein Projekt planen würde, käme kein Mensch. Es fehlte ja fast alles, was ein Zusammensein willkommen und annehmbar macht: die Stimmung, die Atmosphäre, das Abenteuer, die Faszination. Vor allem kann sich das Wichtigste schon gar nicht entwickeln. Darauf weist vor allem die Hirnforschung (Prof. G. Hübner) hin. Es ist die Begeisterung!

M. E. sind wir der gegenwärtigen Lage nicht schicksalhaft ausgesetzt. Es ist gar nicht so schwer, andere Akzente zu setzen. Dazu eine Anmerkung unseres Bischofs Heinrich Bedford-Strohm aus dem Buch »Wer's glaubt, wird selig«.

»Wichtig ist, zu begeistern, anstatt zu belehren, oder zu ermahnen. Christen müssen selbst ausstrahlen, welche große Kraft der Glaube für Menschen von heute hat.« (S.42)

Das wär's für heute. Ein andermal gerne mehr.

Jürgen Koch, Pfr. i.R.,
Germering

Wo der Schuh drückt

zu: Wertschöpfung durch Wertschätzung in Nr. 6/13

Dieser Artikel gibt ausgezeichnet die Stimmung im Lande wieder und zeigt, wo der Schuh drückt. Ausdrücklich danke ich dem Pfarrerverein hier für seine Bemühungen.

Ich kann die gemachten Beobachtungen durch eigene Erfahrungen belegen, angefangen von den Bearbeitungszeiten der Beihilfe – in diesem Jahr einmal sechs Wochen und einmal vier.

Dann die Vergütung für Überstunden im Religionsunterricht: Man muss sich nicht wundern, dass die umfangreichen Fragebögen, die es in diesem Schuljahr gab, viel mehr Bearbeitungszeit erfordern als die bisherigen (so kann man sich auch extra Arbeit machen) und demzufolge auch die Mehrarbeitvergütung länger auf sich warten ließ. Gewisse spezielle Fälle ließen sich in den Bögen gar nicht eintragen: Z.B. dass ich eine Doppelstunde Religionsunterricht mit Schülern aus zwei Schulen aus insgesamt acht Klassen erteile? Da wird mir ja der Finger wund, wenn ich alle betroffenen Klassen samt Schulen

eintrage! Danach ist erst einmal lange nichts passiert, bis ich einen Anruf vom zuständigen Sachbearbeiter meines Bogens bekam, bei welchem er mich mitfühlend fragte, ob mir die vier Überstunden nicht zu viel wären. Das fand ich rührend, dass sich jemand so um mich sorgt. Diese Frage hätte ich mir einmal von einem Dekan bei einer meiner zahlreichen Vakanzvertretungen gewünscht! Als ich in einer GKV-Sitzung den damaligen Dekan Michael Martin nach 1 ½ Jahren Vakanz der 2. Pfarrstelle in Goldbach fragte, wann denn die Stelle ausgeschrieben würde, kam die Gegenfrage: »Aber sonst sind Sie noch gesund?« (Damals hatte die Gemeinde 3387 Seelen).

Dem freundlichen Herrn in München konnte ich antworten: »Nein, ich halte gerne Religionsunterricht (sonst würde ich keine Überstunden machen, ich müsste das nämlich nicht mehr) und außerdem gibt es keine Alternative: Wenn ich den Unterricht an den Realschulen nicht halte, gibt es in der Region niemanden sonst. Dann fällt er ersatzlos aus.« Wenn dann das Landeskirchenamt schon etwa 150 € für eine Wochenstunde im Monat einstreicht, sollen sie mir wenigstens die paar Euro Überstundenvergütung zahlen.

Dann das Thema Pfarrhaus »vorbehaltlich Baufallschätzung«. Als ich nach 11 Jahren von der 1. Pfarrstelle Goldbach wegging, dann nicht deshalb, weil ich schon 11 Jahre dort war oder ich mich mit 55 Jahren hätte weiterentwickeln wollen (man muss sowieso aufpassen, dass man nicht zu gut wird, sonst bekommt man als Ablehnungsgrund von einem Kirchenvorstand gesagt, dass man über-qualifiziert sei – kein Witz, ist mir schon passiert), sondern weil das Pfarrhaus in einem so schlechten baulichen Zustand war. Seit August 2011, als wir auszogen, ist jedoch an dem Haus noch nichts gemacht worden. Offensichtlich konnten sich das Bauamt und der Kirchenvorstand nicht über den Umfang der Baumaßnahmen einigen. Deswegen hat sich m.E. auch noch kein Pfarrer auf die immer noch vakante Stelle gemeldet – wer will schon freiwillig in kurzer Zeit zweimal umziehen? Für eine/n »z.A.«, der nun wohl geschickt wird, eine größere Wohnung (4 – 5 Zimmer) zu finden, ist in Goldbach und Hösbach sehr schwierig und nicht billig (800 – 1000 € Miete) – man merkt die Nähe zu Frankfurt.

Andererseits war eine meiner ersten Fragen an den Dekan einer interes-

santen Stelle: »Ist das Pfarrhaus zum Zeitpunkt des Wechsels bezugsfertig?« Wenn diese Frage verneint wurde, habe ich mich gar nicht weiter mit dieser Stellenausschreibung beschäftigt. Für die Wahl meiner jetzigen Pfarrstelle war das Haus ein sehr gewichtiger Grund: Vor dem Einzug wurde es sogar energetisch saniert mit Vollwärmeschutz und es ist sehr geräumig, so dass ich sogar ein eigenes Modellbahn-Zimmer habe

und meine Frau auch ihren Hobbyraum hat! Außen herum ein großzügiger Garten, den der Hausmeisterservice pflegt. Das trägt sehr zu meiner Berufszufriedenheit bei.

Noch ein Wort zu den 10-Jahresgesprächen: Es ist schon seltsam, wenn das 10-Jahresgespräch von einem Dekan geführt wird, der schon 20 Jahre auf seiner Stelle ist.

Martin Schlenk,
Pfarrer in Mitterteich

Liebe Leserin, lieber Leser!

»Visitation« – in meiner (beruflichen) Jugend tauchte das Wort nur in Erzählungen auf: Wie der Dekan plötzlich und unerwartet im Unterricht erschien, den man dummerweise gestern nicht mehr vorbereiten konnte und wie der im falschen Moment Gekommene und der solchermaßen Überraschte mit der Lage umgingen. Amüsante Geschichten (im Nachhinein), manchmal richtig üble von Visitierenden, die alles besser wussten, aber nichts richtig. Eine Art, Gemeinde und Pfarrer(innen) wahrzunehmen, ohne sie ernst zu nehmen. Kein Wunder, dass Visitation außer Gebrauch kam, dachte ich.

Unvermutet kehrten Wort und Sache wieder: Der Landeskirchenrat formiert sich einmal im Jahr als »Visitationskonferenz«, ebenso die Dekanekonferenzen. Visitation kommt wieder. Warum?

Es ist sicher nicht verkehrt, wenn sich jemand umschaute bei uns. Arbeit wahrzunehmen ist auch eine Art der Würdigung. Und wenn Eindrücke der Kirche vor Ort nach München mitgenommen werden, kann das der Wirklichkeitsnähe von Kirchenleitung durchaus dienen.

Geschieht das: Wirklichkeit wahrnehmen? Geht es nicht eher um ein Event, das Aufmerksamkeit auf die ELKB lenkt? Geht es um die Gemeinden oder die Öffentlichkeit?

Wer »von außen« kommt, sieht, woran man sich vor Ort gewöhnt hat – das Unaufgeräumte, Altlasten, aber auch, was gut läuft und wir nehmen das Alltägliche als selbstverständlich.

Alles doch schön und gut also? Naja: Die Renaissance des Wortes erklärt das alles nicht. Ist es nicht so, dass unsere Kirche gemerkt hat, wie sie immer weniger selbstverständlich ist? Dass sie sich behaupten muss, erklä-

ren, begründen, motivieren muss und trotzdem viele Menschen (mindestens augenscheinlich) nicht erreicht? Dass man die Kritik der »Kunden« vermeiden soll, damit nicht noch mehr verlorengehen?

Viele leiden unter der Lage und suchen Ursachen – oft suchen sie nur Schuldige. Gemeindemitglieder sehen das Versagen der Mitarbeitenden, vor allem der Pfarrerinnen und Pfarrer, die verweisen auf »München«, fehlende Mittel, Stellen und Zeit. Emeriti erinnern sich an bessere Zeiten (auch in diesem Blatt) und fordern Einsatz, Begeisterung oder Fachkenntnisse.

Ist Visitation der Versuch, die Zügel anzuziehen, Ordnung durchzusetzen, »Kirche« präsentabel zu machen? Könnte sie auch zum Ergebnis kommen, dass die Art Kirche, die wir kennen, an ihr Ende kommt? Gemeindeberatung kann sie auch nicht leisten, auf die Ordnungen achtet das Rechnungsprüfungsamt (kostet es, was es wolle). Was ich, was wir brauchen, ist Stärkung gegen Entmutigung, Raum und Kraft zum Neudenken, Besinnung auch darauf, was der liebe Gott uns sagen will mit der Entwicklung unserer Gemeinden. Wir brauchen Ausschreibungen, in denen die Kirchenvorstände nicht ihren Frust abladen, indem sie Nichterreichtes als Erwartungen hineinschreiben. Und wir brauchen die Gelassenheit, dass nicht wir Kirche leiten, retten, reformieren. Das ist schwer zu verkaufen und deswegen unpopulär, es ist schwer zu ertragen – wer Kirche leitet, will doch etwas tun, aber es ist, meine ich, der einzige Weg, damit wir miteinander leben und arbeiten und Zukunft finden können. Die Art Visitation muss aber noch erfunden werden.

Ihr Martin Ost

Pfingsttagung der Bayerischen Pfarrbruderschaft

»Fürchte dich nicht, du kleine Herde«: Unter dieses Wort Jesu aus Lukas 12, 32 hatte die Bayerische Pfarrbruderschaft als theologische Weggemeinschaft von Frauen und Männern ihre Pfingsttagung in Heilsbronn gestellt. Hintergrund: Nicht nur die Anzahl der Gemeindeglieder wird in den nächsten Jahren möglicherweise weiter abnehmen, auch die Akzeptanz christlicher Essentials wie der Glaube an einen persönlichen Gott, an die versöhnende Kraft des Kreuzes und an die Verheißung eines Lebens nach dem Tod aus Gottes Gnade scheint zu schwinden.

Dennoch wollte das Leitungsteam der Pfarrbruderschaft, der »Rat der Brüder und Schwestern« diese Tagung gerade nicht unter ein resignatives Vorzeichen setzen. Denn in Lukas 12 geht es um Vertrauen in die fürsorgliche Liebe Gottes und damit um eine Verheißung, die von der großen Zahl nicht abhängig ist: »Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn es hat eurem Vater wohlgefallen, euch das Reich zu geben.«

Mit Dr. Matthias Rein hatte die Pfarrbruderschaft einen Referenten eingeladen, der zwar aus einer Situation kommt, in der Kirche gesellschaftlich gesehen eine Minderheit ist, der zugleich aber über ein weites Spektrum in der Wahrnehmung gesellschaftlicher und kirchlicher Wirklichkeit verfügt: Geboren und aufgewachsen in Mecklenburg, Theologiestudium in Halle/Saale in den letzten Jahren der DDR, Gemeindepfarrer in Mecklenburg, dann Studienleiter und Rektor am Studienseminar der VELKD in Pullach, jetzt Senior (Stadtdekan) in Erfurt.

Von der kirchlichen Wirklichkeit in Erfurt und Umgebung zeichnete Matthias Rein ein sehr differenziertes Bild. Rein äußerlich gesehen profitiert auch die Kirche

davon, dass Erfurt eine sehr attraktive Stadt mit verhältnismäßig niedriger Arbeitslosigkeit ist. Hier existieren in den Städten Mitteldeutschlands natürlich erhebliche Unterschiede; andererseits gibt es in einigen ländlichen Gebieten Thüringens auch volkskirchliche Bindungen, die noch stärker sind als in der Stadt.

Gemessen am Anteil von 14,4 % an der Gesamtbevölkerung in Erfurt ist, so der Referent, die Ausstrahlung der Kirche in die Gesellschaft hinein wesentlich größer. Dies gilt insbesondere dann, wenn Christinnen und Christen ihren Glauben im Dienst an der Gesellschaft leben und engagiert umsetzen. Als Beispiel nannte der Referent Kinder- und Schulprojekte, den hervorragenden Ruf der drei Gymnasien in kirchlicher Trägerschaft, das Engagement für Gerechtigkeit und sozialen Frieden oder auch gegen den Rechtsextremismus.

Die Gottesdienste würden sehr unterschiedlich besucht. Bei Gottesdiensten zu besonderen Anlässen, mit interessanten Themen oder bei herausragenden kirchenmusikalischen Angeboten seien Kirchen auch schon mal überfüllt, wogegen normale Sonntagsgottesdienste oft eine geringe zahlenmäßige Beteiligung haben.

Nicht nur die Eintritte, sondern auch die Austritte bewegen sich derzeit auf ziemlich niedrigem Niveau. Trotzdem gibt es die Gefahr, dass die Bindung an die Kirche nicht nur aufgrund der schwierigen Personalausstattung nachlässt: Viele Menschen vor allem der jüngeren Generationen haben so gut wie überhaupt keinen Bezug mehr zu Kirche und Glauben. Aus diesem Grund und nicht aufgrund mangelnder pastoraler Kompetenz beauftragen Angehörige die Kirche immer weniger, ihre eigenen Gemeindeglieder zu bestatten. Vor 10 Jahren wurden noch 85 Prozent der Gemeindeglieder kirchlich bestattet, jetzt sind es nur noch 66 Prozent.

Eine aggressive Kirchenfeindlichkeit ist in Erfurt trotz vieler glaubensfremder Milieus jedoch eher selten. Der Kirche werde durchaus mit Wohlwollen begegnet, auch in der Presse.

Matthias Rein wandte sich dagegen, irgendwelche negativen Gesetzmäßigkeiten zu postulieren: »In 20 Jahren werdet ihr im Westen da sein, wo wir heute sind: Das muss nicht so sein.« Vielmehr trat er dafür ein, offen und neugierig zu bleiben: »Es wird nicht alles immer schlimmer und kleiner, sondern immer anders und immer neu.«

In Erfurt versucht Kirche, so gut es geht, vor Ort für die Menschen da zu sein: durch klare pastorale Verantwortungsräume und Zuständigkeiten, durch projektbezogene regionale Zusammenarbeit, durch Stärkung der Kinder- und Jugendarbeit und auch der Kirchenmusik. Öffentliche Anerkennung dafür wird dankbar angenommen, man darf sich davon geistlich aber nicht abhängig machen. Im Sinne des Wortes Jesu: »Sorgt euch nicht wegen eurer Kleinheit. Auch wenn ihr nur Wenige seid, habt ihr teil am Reich Gottes.«

Wie sollte sich die Kirche in einer Gesellschaft positionieren, in der Individualismus und Beliebigkeit scheinbar zunehmen? In Erfurt, so Matthias Rein, haben die Gemeinden faktisch nur wenig Anteil an individualistischen Lebensformen. Gegenwärtig gilt: Wo Gemeindeleben in guter Gemeinschaft gelebt wird, dort sind die Gemeinden insgesamt gut aufgestellt.

Theologisch hätten Gemeinschaft und Individuum allerdings einen je eigenen Bezug zur Wahrheit des Evangeliums, und hier gelte es sauber zu unterscheiden: Weil Glaube aus dem Hören des Evangeliums kommt, kann ich ihn mir selbst nicht zusprechen. Deshalb bin ich in meinem Glauben auf andere und damit auf Gemeinschaft angewiesen. Kirche muss aus diesem Grunde in erster Linie Räume zum Hören anbieten: vom gottesdienstlichen Raum über die Schulen bis hin zu den Kindergärten und den anderen diakonischen Einrichtungen.

Das Entstehen für die Wahrheit des Glaubens aber ist eher nicht Sache der kirchlichen Gemeinschaft, sondern etwas Persönliches – so persönlich wie die Entscheidung für die Nachfolge Jesu. Auch aus diesem Grund bemisst sich Wahrheit nicht an den großen Zahlen. Eine kleine Anzahl von Christinnen und Christen kann genauso viel Anteil an der Wahrheit haben wie eine große Menge. Auch deshalb gilt das Wort als Verheißung: »Fürchte dich nicht, du kleine Herde!«

Ein klarer Blick auf Gottes Wirken in der Welt, ein wacher Blick auf den Geist und den Ungeist der Zeit: das alles hängt nicht an Größe. Und auch nicht die manchmal doch unvermuteten Wirkungen und überraschend große Resonanz, die kirchliches Engagement erfährt. Insofern schilderte der Referent die Zukunft des Glaubens mit keinerlei depressiven Untertönen, sondern nüchtern und zuversichtlich.

Vom Landeskirchenrat war diesmal Re-

gionalbischof Dr. Stefan Ark Nitsche zu Gast. Sein Dienstauftrag wurde soeben erweitert, weil sich die Landessynode in den nächsten Jahren intensiv mit der Zukunft des Pfarrberufes befassen wird. Dr. Stefan Ark Nitsche wird diese Arbeit begleiten und stellte einen Entwurf der Arbeitsschwerpunkte vor. Dabei werden nicht nur die Rahmenbedingungen des Pfarrberufes eine wichtige Rolle spielen, sondern erfreulicherweise auch die Frage, was theologische Existenz heute bedeutet. Es ergab sich hierzu ein sehr intensives und konstruktives Gespräch. Im Rahmenprogramm der Tagung stellte der junge Theologe Philipp Stoltz seine Examensarbeit über die Bayerische Pfarrbruderschaft in den ersten Jahren ihres Bestehens vor. Die Pfarrbrüder und Pfarrschwestern verfolgten die differenzierte Darstellung mit großer Anteilnahme.

Frieder Jehnes, Pfarrer,
Bayreuth-St. Georgen

kranken Menschen oder für den Dienst in einer psychiatrischen Klinik. Die Teilnehmerzahl ist auf 12 Personen begrenzt. Die Reihenfolge der schriftlichen Anmeldung entscheidet über die Teilnahme.

Elemente des Lernens werden sein: Verbatimbesprechung, Selbsterfahrung in der Gruppe, psychodramatische Biografiearbeit, pastoralpsychologisches Fachgespräch und Patientexploration.

Jede/r bringt ein Gesprächsprotokoll aus ihrer/seiner Arbeit mit.

Kosten: 135,- Euro (Kursgebühr, Mittagessen) (Unterkunft bitte selbst besorgen!)

Mitarbeit: OÄ Dr. U. Hamers, OA Dr. A. Summ
Leitung: Pfrin. Ulrike Otto, Nürnberg, Pfr. Matthias Schulz, Erlangen

Informationen und Anmeldung: Matthias Schulz, Am Europakanal 71, 91056 Erlangen, Tel. / Fax: 09131- 753 -24 19, email: Pfr.Matthias.Schulz@t-online.de (Bearbeitung in Reihenfolge des Eingangs)

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ Da kam ein Engel

20.09. (18.00 Uhr) – 22.09. (13.00 Uhr)

Engel, Mittler zwischen Gott und Mensch, scheinen allgegenwärtig zu sein. Im Seminar werden die Teilnehmenden der Frage nachgehen, warum sich Engel bis heute einer gewissen Beliebtheit erfreuen. Dabei werden sie sich weniger mit Engeln in Kunst und Kommerz beschäftigen als vielmehr mit exemplarischen biblischen Geschichten sowie jüdischen und christlichen Vorstellungen von Engeln.

Leitung: Beatrix Kempe

■ Heimatkundliches Wanderseminar

Wanderperlen an der Romantischen Straße

03.10. (15.00 Uhr) – 06.10. (13.30 Uhr)

In der Umgebung der ehemaligen Reichstädte Nördlingen, Dinkelsbühl und Rothenburg – heute an der Romantischen Straße gelegen – findet man attraktive Wandermöglichkeiten. Der Schäferweg bei Nördlingen verknüpft geologische und ökologische Besonderheiten auf einem ausblickreichen Rundweg durch das Ries. Über dem romantischen Taubertal mit seinen tief eingeschnittenen Seitentälern thront majestätisch Rothenburg. Eine genussvolle Rundwanderung durch den Mutschachwald bei Dinkelsbühl rundet das Seminar ab. Ausgewählte Hintergrundinformationen zu Natur und Kultur vertiefen den Erlebniswert. (Gewandert werden max. 12 – 15 km pro Tag).

Leitung: Werner Hajek; Gert Rehding, zertifizierter Natur- und Landschaftsführer

Frauenseminar

■ »Vergeben und vergessen??«

Wie alte Wunden heilen können.

19.10., 09.30 – 16.30 Uhr

Wenn wir uns selbst und anderen verzeihen, können wir uns von Vergangem lösen – und uns wieder neu auf das Leben einlassen. Dieser Prozess führt zum Wachstum unseres inneren Friedens. Durch Vorträge, Gespräche, Beispiele und geführte Meditationen will die Referentin bei dem Tagesseminar Lösungswege aufzeigen.

Leitung: Heilpraktikerin Erika Vorlauffer

Ausblick:

■ Gesund bleiben im Dienst – für Pfarrerinnen und Pfarrer

Einführungstage

23.09. (14.30 Uhr) – 24.09. (19.00 Uhr)

Ort: Bildungszentrum Hesselberg

14.11. (14.30 Uhr) – 15.11. (19.00 Uhr)

Ort: EBZ Pappenheim

Leitung: Walter Engeler, Stellv. Leiter EBZ Pappenheim, Gestalttherapeut, HP Psychotherapie, Beatrix Kempe, Theol. Studienleiterin EBZ Hesselberg, System. Therapeutin, HP Psychotherapie

■ Als Ehrenamtliche Andachten halten

11.10. (18.00 Uhr) – 13.10. (13.00 Uhr)

Leitung: Pfr. Christoph Seyler

Tanzwochenende

■ Am Brunnen des Lebens

25.10. (18.00 Uhr) – 27.10. (13.00 Uhr)

Leitung: Christine Anijs-Rupprecht, Sprachheil- & Tanzpädagogin

Anmeldung und Information: EBZ Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen; Tel.: 09854 – 10 -0; Fax: 09854 – 10 -50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de

EBZ

Bad Alexandersbad

■ Sommertage mit dem Sams

Familienfreizeit

3. – 10.8.

Leitung: Jennifer Prell, Kinderpflegerin, Rös-lau, Kerstin Stengel, Diakonin, Rummelsberg, Barbara Twisselmann, Religionspädagogin, EBZ Alexandersbad

■ Das gute Leben

Eine Spurensuche in den Religionen der Welt
12. – 18.8.

Leitung: Andreas Beneker, Heidi Sprügel, Dr. Joachim Twisselmann, alle EBZ Alexandersbad

■ Tolerante Protestanten?

Widersprüche und Herausforderungen im Einsatz für geistige Freiheit und kulturelle Vielfalt
27. – 29.8.

Wochenendtagung in Kooperation mit der Evangelischen Akademie Tutzing

Referenten: Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Prof. Dr. Reimar Gronemeier, Prof. Dr. Jutta Limbach, und andere

Anmeldung: EBZ, Markgrafenstr. 34, 95680 Bad Alexandersbad, Tel.: 09232 – 99 39 12 info@ebz-alexandersbad.de

AG Psychiatrieseelsorge in Bayern

■ Seelsorge und Psychiatrie

14.10., 10.30 Uhr – 18. 10., 13.30 Uhr

Ort: Klinikum am Europakanal, Erlangen

Die Arbeitsgemeinschaft Psychiatrieseelsorge in Bayern bietet in Kooperation mit dem KSA-Zentrum Klinikum Nürnberg-Nord diesen KSA-Kurs an.

Eingeladen sind alle, die sich fortbilden wollen insbesondere in der Seelsorge an psychisch

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Absender:

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Anuuk Bo Battermann, 2. Kind von Tanja Stiehl, am 22.4. in München
Benedikt Símeg, 1. Kind von Ruth Maria und Benjamin Símeg am 24.05.2013 in Ulm.

Gestorben sind:

Helmut Nicol, fast 92 Jahre, zuletzt am Christoph-Scheiner-Gymnasium, Ingolstadt, am 31.1. in Ingolstadt
Richard Simon, 87 Jahre, zuletzt in Osternohe, am 30.3. in Nürnberg (Witwe: Sieglinde)
Paul Zehender, 100 Jahre, zuletzt in Unterpfaffenhofen-Germering, am 11.4. in Roth
Brigitte Glaser geb. Bunzel, 89 Jahre, am 27.5. in München (Witwer: Theodor)

AG für Evangelische Krankenhausseel- sorge in Bayern

■ Evangelische Spiritualität oder
Spiritual Care Wem hilft was?

21.10./12.00 Uhr bis 23. 10., 12.00 Uhr

Ort: Wies bei Steingaden

Eingeladen sind alle in der Seelsorge Tätigen:
Haupt- und nebenamtliche sowie ehrenamtliche
Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft.

Wir erleben nicht nur im Krankenhaus, sondern
auch in der Trauerbegleitung und in unserer
Gesellschaft eine Loslösung des Begriffs »Spiri-
tualität« von einer religiös, kirchengebundenen
Vorstellung hin zu einer persönlichen Angele-
genheit des Einzelnen (believing without belon-

ging). Weltanschaulich neutral und multireligiös
geht es um die umfassende Sorge um den Men-
schen auf dem Weg zur Sinnsuche und Seh-
sucht nach authentischem Leben. Spiritual Care
als ein Angebot unter vielen anderen will die
ganzheitliche Heilung des Menschen erreichen.
Wo kann christlich-protestantische Spiritualität
sich im Konzept des Spiritual Care verorten? Wie
sähe das Profil einer evangelischen Spiritualität
aus? Welche besonderen Chancen und Stärken
könnte dieses unser Profil im Gegenüber zu Spi-
ritual Care bieten?

Klaus Temme zeigt in seinem Eingangsreferat
dazu Perspektiven aus seiner internationalen
Erfahrung auf und reflektiert diese theologisch
und soziokulturell. Workshops vertiefen das Ta-
gungsthema in unterschiedlicher Weise: Luther
und die Kranken; spirituelle Wanderung; Tanz;
Segnen und Salben; Trauerrituale; Spiritual Care;

Zu vermieten:

(ab sofort beziehbar)

3 Zi-Wohnung,

2. Stock, 83,45 m²,
komplett renoviert, in einem
ruhigen 8 Parteienhaus
in der Mitte von Neuendettelsau.
Neue Böden (Parkett im Wo-Zi),
Bad mit Badewanne und WC,
schöner großer Balkon.
Zentralheizung. Hausmeister und
Hausverwaltung vorhanden.

Miete: 500,-€;

Nebenkosten: 200,-€

Telefon: 09874 - 68 93 40

Letzte Meldung

»Ich kann net war ja unsicher jetzt weis.
Ich aber geht leider net sry«

Antwort auf eine Mitteilung in Facebook

Spiritual Care: Nutzlose Wahrheit oder lohnende
Investition?

Kosten: 60€ für Mahlzeiten, Unterkunft und
Raummiete. Eine Reduzierung ist nicht möglich.

Anmeldung und gleichzeitige Überweisung
erbitten wir bis 27.09.13. Wir haben nur eine
begrenzte Zahl von Einzelzimmern und sind
dankbar, wenn Sie ein Doppelzimmer nehmen.

Konto: Landeskirchenkasse, Kto. 10 10 107
BLZ 520 604 10, Evang. Kreditgenossenschaft
Kassel eG Verwendungszweck: Jahrestagung
2013, Name des/r Teilnehmer und Ort,
K.St. 6-1412

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice
zu gewährleisten,
bitten wir alle Mitglieder,
**Adressänderungen sowie
Änderungen Ihres
Dienstverhältnisses**
rasch weiter zu geben an:
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Mainbrücke 16
96264 Altenkunstadt
Tel.: 09572 / 79 05 00
Fax: 09572 / 79 05 01
rix@pfarrerverein.de

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim,
Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt
(Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite
www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104,
91541 Rothenburg o.d.T., Tel.: 09861- 400 -135, Fax.: 09861 - 400 -154.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Post-
zustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern.
Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von
Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den
Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer
Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt,
Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de